



kompakt

f ü r Z u k u n f t

Nr. 1/26

Willow-Kongress '26 * Zwischen Management und Mandat * MISSverstehen Sie mich bitte RICHTIG * Nachahmer gesucht * Verwurzt in der Ewigkeit * Das Beste verschenken * Leben als Instrument * Brennen, ohne auszubrennen * Das Kanu am Ufer lassen * „Kompliziert“ oder „komplex“? * Was Gemeinden aufblühen lässt * Die verdammte Decke muss weg! * Am Tor zur Unterwelt * Ekklesia: Das vergessene Mandat * 2000 Jahre Entwurzelung * Negativwachstum * Ich habe einen Traum

Zum besseren Abwägen von Informationen



Wurzel Sehnsucht

Missverständnisse lösen durch Ohren, die tatsächlich hören



Liebe Umdenk-Freunde,

gänzlich ungeplant ist diese Ausgabe zu einer **Z-spezial** geworden: Ich war auf dem Willow-Creek-Leitungskongress, um voller Neugier zu erfahren, was wohl aus Willow-Creek geworden ist nach all den Mega-Church-Skandalen – gerade werden die der „Bethel Church“ in Redding (Kalifornien) aufgeregt kolportiert.

Es ist ja eindeutig, dass etwas nicht stimmt in dem, was man heute unter „Kirche“ versteht. Gerade wurden die **neusten Austrittszahlen** der Großkirchen in Deutschland veröffentlicht; diese Zahlen scheinen das Einzige zu sein, das noch Wachstum verzeichnet – **Anlass genug, ernsthaft zu fragen: Warum ist das so? In dieser Ausgabe stellen wir diese Frage und schlagen auch Antworten vor.**

Wiederholt mahnt Jesus Christus: „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist der Gemeinde sagt.“ Doch mit Denominations-(Denk-)Scheuklappen kann man nur hören, was in den zu eng gefassten Rahmen passt. Hören können hat ja Folgen: Nach dem Hören wäre „gehören“ dran.

Auf dem Willow-Kongress wurde nicht explizit über Skandale gesprochen, aber viel von Veränderung: nicht mehr zentriert sein auf eine charismatische Leitfigur; Leitungsteams bilden; Gottesdienstbesucher nicht als „Konsumenten“ eines Programms sehen, sondern jeden zur Reife und in Verantwortung führen; weniger Management, mehr Heiliger Geist – gigantisch!

Wer wieder einen 7-Punkte-Plan erwartet hat, eine schnelle Problemlösung, der

könnte enttäuscht worden sein. Und es ist sowieso nicht immer leicht, zu hören, was der Geist der Gemeinde jetzt gerade sagt.

Wer dort etwas überhört hat (oder gar nicht dort war), für den ist diese Z-kompakt genau richtig: Sie erhalten damit ein hochkonzentriertes Destillat mit 95 Schlüsselaussagen der Sprecher. Wer nur 10 % davon konkret umsetzt, wird ins Staunen geraten über die guten Folgen.

Hinten in der Ausgabe stelle ich Ihnen meinen Traum vor: eine Stadt, die tut, was Er sagt – die lebt, was Jesus gemeint hat mit „Ich werde meine Ekklesia bauen“.

Wollen Sie mitmachen, Teil dieses Traumes sein? Das wäre gigantisch! Erfüllen wird er sich auf jeden Fall; die Frage ist nur, wer dabei ist.

Ihr Peter Ischka

PS: Papier ist geduldig – in solch einer Zeitschrift können noch so viele weltbewegende Highlights stehen, die Sprengkraft muss gezündet werden: Selbst lesen und weitergeben! Oder selbst hören – auf der Website wird alles vorgelesen, bequemer geht es kaum: www.Zukunft-EU.de

Ein Päckchen zum Weitergeben:

www.ZwieZukunft.de/verteil

Sie wollen mehr Gutes tun?

Unterstützen Sie die humanitären Projekte in Albanien. Siehe Rückseite.

Inhalt

Hohe Sicherheitsstufe auf Willow-Kongress '26

Welcher Gefahr wollte man vorbeugen? 3

Zwischen Management und Mandat

„Willow Creek“ und die Kirche der Zukunft 7

MISSverstehen Sie mich bitte RICHTIG

Wer hat ein Ohr, das hört? 9

Nachahmer gesucht

Wissen allein verändert nicht. Tu es – gehe den Weg wirklich! .. 12

Verwurzelt in der Ewigkeit

Was „ewiges Leben“ wirklich bedeutet 14

Das Beste verschenken

Warum sich Antiochia als Modell für heute gut eignet 16

Über Zweifel und Liebe – Leben als Instrument

Über Berufung, Schöpfung 19

Brennen, ohne auszubrennen

Warum die Seele von Leitern oft auf der Strecke bleibt 22

Das Kanu am Ufer lassen

Loslassen, was bisher funktioniert hat 24

„Kompliziert“ oder „komplex“?

Kirchgemeinden neu denken 27

Was Gemeinden aufblühen lässt

Sozialwissenschaft und Theologie 29

Verwurzelt fliegen

Was es braucht, damit die Gute Nachricht wieder leuchtet 32

Verfügbar zum „Vollzug“

Wie man nicht in die falsche Richtung driftet ... 34

Die verdammte Decke muss weg!

Wenn alttestamentliches Denken die Vorzüge des Neuen Bundes rauben will ... 37

Lokalausgensein: Am Tor zur Unterwelt

Was Kirche wirklich ist 41

Ekklesia: Das vergessene Mandat

Die geistliche Stadtregierung 45

Mission is possible in Albanien

Mit wenig viel bewegen 47

2000 Jahre Entwurzelung

Vom lebendigen Organismus zur gelähmten Institution 49

Nero, Erfinder der Inflation

Wenn Werte verwässern 52

Negativwachstum

Auf welchen Boden man sät ... 54

Ich habe einen Traum:

Eine Stadt tut, was Er sagt 56

Was aus dem Traum lernen? 59



für Zukunft

Impressum

Herausgeber:

Zukunft-Europa e.V.

Vorstand: Peter Ischka, Dr. Martin Fontanari, Christa Meves, Sr. Dogan Hatune

Redaktion: Peter Ischka

Anschrift: Zukunft-Europa e.V.

Grabenweg 20 • 73099 Adelberg

www.Zukunft-EU.de • info@ZwieZukunft.de

Lektorat: Gabriele Pässler

Produktion: Agentur PJI UG, Adelberg

Druck: Printendo.de GmbH
13353 Berlin, Westhafenstraße 1

Erscheinungsweise:

Unregelmäßig, ca. 4–6 x jährlich

Ausgabe 01/26, April 2026

Spenden-Abo: Infos dazu auf Seite 21.

Einzel exemplar: Z-kompakt € 6,90 (zuzügl. Versand)

Im Online-Shop: www.edition-pji.com/e/z-magazin

Die Z-kompakt ist digital verfügbar: Als E-Paper, Audio und jeder Artikel online, auch zum Downloaden

Copyright: Wenn nichts anderes vermerkt ist,

liegen alle Rechte bei Zukunft-Europa e.V.

Nachdruck und weitere Veröffentlichung nur auf

Anfrage bei der Redaktion.

Ihre Mithilfe:

Zukunft-Europa e.V. ist auf Spenden

angewiesen, die sind steuerlich abzugsfähig.

Spendenkonto KSK GP: GOPS DE 66

IBAN: DE26 6105 0000 0049 0155 68

PayPal: paypal.me/zwiezukunft

Auch online auf www.Zukunft-EU.de

können Sie bequem und sicher spenden.





Foto: © Agentur Pili UG, KI-generiert

Hohe Sicherheitsstufe auf Willow-Kongress '26

Was war los in Dortmund mit den 6000 kirchlichen Leitern?
Welcher Gefahr wollte man vorbeugen?

Peter Ischka

Der Willow-Creek-Leitungskongress 2026 war dieses Mal kein Methodenkongress. Er war ein Umkehrkongress. Diese Ausgabe ist ein Bericht über drei Tage, die das kirchliche Denken in Deutschland nachhaltig verändern könnten, wenn ...

Hier fließt eine ganz persönliche Beobachtung ein, die nicht unmittelbar zu sehen war: Jeden Morgen staute es sich. An den Eingängen der Dortmunder Westfalenhalle bildeten sich Schlangen, Taschen wurden geöffnet, Personen akribisch kontrolliert – und wer *genau* hinschaute, merkte, wonach eigentlich gesucht wurde: *Ohren*. – Haben die Teilnehmer Ohren, um zu hören?

Man hört in der Regel ja das, was man hören will, oder das, was man erwartet – von Willow-Creek erwartet man Strategien, durch die alles einfach viel besser wird. Doch dieses Mal kam es ganz anders; ich hatte den Eindruck, dass nicht jeder das hören konnte, und so wurde die im Grunde simple Taschenkontrolle für mich zu einem gleichnishaften

Bild. Die Sicherheitskontrolle erhielt einen tieferen Sinn, ihr Zweck war bitterernst: Sie sollte der Gefahr vorbeugen, dass 6000 geistliche Leiter drei Tage lang zuhören und nicht verstehen, etwas abnicken und anschließend genauso weitermachen wie zuvor.

Ob das gelungen ist, wird sich zeigen. Auf jeden Fall war der Willow-Creek-Leitungskongress 2026 vom 12. bis 14. Februar in der Westfalenhalle Dortmund anders als seine Vorgänger. Nicht ein wenig anders, sondern grundsätzlich.

Die Kongress-Wende: Vom Wie zum Wer

Wer die bisherigen Willow-Kongresse erlebt hat, kennt ihr Grundmuster: praxisnahe Werkzeuge, konkrete Methoden, inspirierende Best-Practice-Geschichten aus wachsenden Gemeinden in aller Welt – Wie gestaltet man einen guten Gottesdienst? Wie setzt man Ehrenamtliche wirksam ein? Wie kann eine Gemeinde wachsen? Jahrelang hatten diese Wie-Fragen dominiert.

2026 war der Tenor ein anderer, nicht: „Was müssen wir tun?“, sondern: „Wer werden wir?“ Das Kongressthema „rooted“ – zu Deutsch: verwurzelt – war, wo nicht Diagnose, so doch Ideal und Programm: Der Baum, der im Sturm noch steht, das ist nicht der mit den cleversten Ästen. Dem Sturm standhalten kann *der* Baum, dessen Wurzeln tiefer gehen, als der Sturm reicht.

Der Paradigmenwechsel – vom Gemeindemachen zur Seelenbildung – zog sich durch alle Vorträge, ganz gleich, welcher Redner und welches Thema. Das machte aus dem Kongress etwas, das man früher so nicht kannte: ein Innehalten, einen tiefen Atemzug.

Hier gebe ich im Schnelldurchgang einen ersten Überblick über den Kongress, dem folgt für jeden Hauptvortrag ein eigener Artikel mit jeweils am Schluss einer Sammlung von Schlüsselaussagen (alles mithilfe von KI verschriftlicht, vom Herausgeber zusammengestellt und redaktionell bearbeitet). Damit ist diese Z-kompakt zu vergleichen mit einem Hochleistungs-Entsafter, der höchst effizient die Essenz des Kongresses darbietet, oder mit einem Hörgerät, das aus der Masse der 60 000 Wörter, die in diesen drei Tagen in den Äther gesandt wurden, die gewichtigsten Worte gebündelt herauspickt.

Das ewige Leben – Befreiung im Hier und Jetzt

Theologisch am weitreichendsten war wohl die Aussage von Jörg Ahlbrecht zur Frage des ewigen Lebens: „Ewiges“ Leben ist kein Zeitrahmen, sondern ein Qualitätsbegriff – und es beginnt jetzt. Nicht nach dem Tod, nicht als himmlische Belohnung, sondern in der gegenwärtigen Beziehung zu Gott. Wer das verinnerlicht hat, muss nicht mehr aus der Angst heraus leben, muss Leiden nicht mehr um jeden Preis vermeiden wollen, den Tod nicht mehr verdrängen.

Daraus ergeben sich vier Befreiungen:

*von der Angst zur Liebe,
von der Hetze zur Geduld,
von der Oberfläche zur Tiefe,
vom Stückwerk zur Vollendung.*

Angesichts des Galgens sagte Dietrich Bonhoeffer: „Dies ist das Ende, aber für mich der Anfang.“ Dieser Satz, so Ahlbrecht, ist keine fromme Vertröstung, sondern Neuausrichtung des Lebens, Programm für ein befreites Leben.

Der wichtigste Dienst überhaupt

Einer der meistdiskutierten Sprecher des Kongresses war John Mark Comer. Er arbeitete an gleich zwei theologischen Verschiebungen, in ihren praktischen Konsequenzen sind beide radikal.



*Menschen bloß in den
Gottesdienst zu bringen
reicht nicht.*

*Wer sie nicht zur Christus-
ähnlichkeit formt, hat das
Wesentliche verfehlt*

Erstens: Jüngerschaft ist kein Hilfsmittel zu einem frommen Lebensstil; Jüngerschaft ist Training fürs Regieren. Wer nur Menschen in den Gottesdienst bringt, hat zu wenig getan; wer Menschen nicht zur Christusähnlichkeit formt, hat das Wesentliche verfehlt – trotz aller Aktivität. Geistlich zu prägen, das ist der wichtigste Dienst überhaupt.

Zweitens griff Comer das lutherische Gnadenvständnis an – nicht, um es zu verwerfen, er vervollständigte es: „Gnade ist die Energie der Aktiven.“ Gnade ist nicht Grundlage für Nichtstun; Gnade ist Gottes Kraft, die in uns wirkt und uns befähigt, das zu sein und das zu tun, was aus eigener Kraft nie möglich wäre.

Kompliziert oder komplex?

Den intellektuell schärfsten Beitrag lieferte André Häusling; das Unterscheiden zwischen „komplizierten“ und „komplexen“ Problemen mutet akademisch an, ist im wirklichen Leben von großer Bedeutung: Komplizierte Probleme – ein Motorschaden, ein Buchhaltungsfehler – lassen sich durch Analyse lösen; es gibt eine richtige Antwort und wer klug sucht, kann sie finden. Komplexe Probleme dagegen – Kindererziehung, Entwicklung in der Kirche, gesellschaftlicher Wandel – sind nicht berechenbar. Die einzig sinnvolle Strategie: ausprobieren, wahrnehmen, sich anpassen.

Der eigentliche Schaden, so Häusling: Kirchenleitungen arbeiten an komplexen Problemen systematisch und deshalb mit dem falschen Werkzeug – mit Gemeindeberatern, Strategiepapieren, Fünfjahresplänen –, gerade, als wären diese Probleme kompliziert (dabei sind sie komplex). Häuslings Gegenentwurf: Prinzipien statt Regeln, Visionen statt Konzepte, Rückschau mit Tiefgang statt Jahresberichte.

Demut als apologetisches Werkzeug

Die Apologetin Julia Garschagen sprach über das, was in den Kirchen gern verdrängt wird: Vielen erscheint das Evangelium emotional irrelevant, intellektuell naiv und moralisch fragwürdig. Das sei jedoch nicht Zeichen einer bösen kirchenfeindlichen Außenwelt, sondern das Ergebnis davon, wie Kirche inzwischen wahrgenommen wird.

Der erste Schritt zur Apologetik sind nicht bessere Argumente, sondern ehrliche Demut.

Als Beispiel schilderte Garschagen, wie sie sich an einer Uni bei einer Studentin öffentlich entschuldigte für den Ausschluss von Menschen mit anderer sexueller Orientie-

rung; damit öffnete sich eine Tür, die durch kein Argument zu öffnen gewesen wäre.

Die besonderen Juwelen – leicht zu überhören

Nicht alles Bedeutende wurde laut gesagt. Martin Schleske, Geigenbauer und Theologe, barg in einem einzigen Satz eine Erfahrungsmystik von großer Alltagstauglichkeit: Das Wort „eigentlich“ im Inneren ist der Ort, an dem Gott spricht. Nicht in der Stunde der Erleuchtung, sondern in dem leisen Wissen: Eigentlich sollte ich ... Eigentlich bin ich nicht so ... Eigentlich möchte ich ... Fazit: Wir brauchen kein Sondererlebnis, sondern Ehrlichkeit angesichts dessen, was *eigentlich* stimmt (oder eben nicht).

Schleske unterschied außerdem zwischen Berufung – dem, was wir geben – und Quelle – dem, woraus wir leben. Wer seine Quelle nicht kennt, beutet sich und seine Berufung aus; die Seele quitiert das mit Zweifel und Erschöpfung. Zweifel sind keine Glaubensschwäche, sondern Signale der Seele, dass etwas nicht stimmig ist. Ein Mensch, der zum Zweifeln unfähig ist, hat eine „Hörbehinderung im Herzen“. Und: Zweifel überwindet man nicht durch Glauben, sondern durch Liebe. Deshalb fragte Jesus den Petrus nicht: „Glaubst du an mich?“, sondern: „Liebst du mich?“

Die Identität nicht von anderen holen

Eine der wichtigsten Diagnosen des Kongresses lieferte Archie Coates, zitiert von Markus Weimer: „Wenn ich mir nicht am Morgen von Gott zusagen lasse, wer ich bin, suche ich bei Menschen danach.“ Wer sein wahres Selbstbild nicht täglich von Gott empfängt, bezieht es aus Anerkennung, Erfolg und der Bestätigung durch andere. Leitende mit schwachem Selbstbild neigen daher zu Machtmissbrauch, Kontrolle und übermäßiger Abhängigkeit von Ergebnissen – meist, ohne es zu merken.

Soziale Medien: Wirkung hat nicht der christliche Content, sondern Ehrlichkeit

Merle Schoon berichtete über ihre Erfahrungen in den sozialen Medien: Täglich zitierte sie Bibeltexte, aber mit bescheidener Wirkung. Seit sie einfach ihr echtes Leben zeigt – die Scham, das Scheitern, den unvollkommenen Körper –, verschickt sie mehr Bibeln, kann sie mehr Menschen in Gemeinden vermitteln, betet sie mit mehr Leuten denn je zuvor. Nicht der fromme Text öffnet die Herzen, sondern, dass sie ehrlich zu ihren Schwächen steht. Diese Beobachtung hat Konsequenzen weit über „Social Media“ hinaus – für Predigt, Seelsorge, Leitung.

Gott ist schon da, bevor ich ankomme

Tod Bolsinger verarbeitete in seiner Lewis-und-Clark-Metapher ein theologisches Kernstück: Als Meriwether Lewis auf seiner Amerika-Durchquerung 1805 die Rocky Mountains sah und erkannte, dass sein bisheriger Plan falsch war – denn er hatte einen Fluss erwartet, stand aber vor einem Gebirge –, an diesem Punkt hätte er umkehren können. Aber er wurde zum Bergsteiger. Bolsingers Pointe: Gott ist im Gebirge, nicht in meiner Landkarte.

Wer ins Unbekannte aufbricht, geht nicht ins Leere, sondern folgt jemandem, der schon da ist. Dann weicht die Angst vor dem Unbekannten der Neugier auf das, was dort schon vorbereitet ist.

Die Vitalitäts-Definition

Nahezu zur These des Kongresses wurde ein Satz, der sowohl von Markus Weimer als auch von Dave Ferguson zu hören war: Vitalität misst sich an Sendungskapazität, nicht an Sitzplatzkapazität, also nicht am klassischen Maßstab für kirchlichen Erfolg – Besucherzahlen, Wachstumskurven, Quadratmeter. Die richtige Frage lautet: „Wie viele Leute sendet

„Berufung ist, was wir geben; deren Quelle ist, woraus wir leben.“

„Wer seine Quelle nicht kennt, beutet sich und seine Berufung aus; die Seele quitiert das mit Zweifel und Erschöpfung.“

Martin Schleske



Zwischen Management und Mandat

Das Phänomen „Willow Creek“ im Lichte dessen, was die Kirche der Zukunft sein könnte



Foto: © Gerd Davis/Wikipedia

Showbühne im Willow-Creek-Zentrum in South Barrington (Illinois)

Nur eine weitere von Tausenden christlicher Denominationen? Baptisten, Calvinisten, Katholiken, Lutheraner, Mennoniten, Orthodoxe, Pfingstler und dann auch noch Willow-Creekler ... Jesus hat in Johannes 17 gebeten: „Vater, bewahre sie in *deinem* Namen, den du mir gegeben hast.“ Merkwürdig: In den Bezeichnungen der Denominationen kommt der Name „Jesus“ meist nicht vor. – Ist da etwas schiefgegangen mit dieser Bitte? Oder sollten wir beten: „Vergib uns, dass wir den Namen unserer Denomination insgeheim höher geachtet haben als den Namen, der über alle Namen ist“?

Triumphaler Aufstieg und tiefer Fall

In der modernen Kirchengeschichte des 20. und 21. Jh. gibt es kaum einen Namen, der so stark für Innovation, Professionalität und Wachstum steht wie „Willow Creek“. Was 1975 in einem Kino in Chicago als Experiment begann, ist zur weltweiten Bewegung geworden; doch hinter der glänzenden Fassade aus Multimedia-Gottesdiensten und hocheffizienter Leiterschaft verbirgt sich auch eine Geschichte von triumphalem Aufstieg und tiefem Fall. Es stellt sich die fundamentale Frage: Das, was wir „Kirche“ nennen, und das, was Jesus mit „Ekklesia“ bezeichnet hat – ist das dasselbe?

Das Modell „Willow Creek“

Um Willow-Creek zu verstehen, muss man differenzieren zwischen dem Zentrum in South Barrington (Illinois) und dem weltweiten Netzwerk. Willow-Creek sieht sich nicht als Denomination im klassischen Sinne; es gibt kein zentrales Kirchen-

amt, das Pastoren ordiniert oder über eine Lehre wacht. Das heutige „Global Leadership Network“ (GLN) – früher bekannt als „Willow Creek Association“ – ist eher ein überkonfessioneller Dienstleister für Kirchen.

In Deutschland ist Willow Creek Deutschland e. V. ein rechtlich selbstständiger Verein; er dient als Plattform, um Impulse, Materialien und den „Leitungskongress“ („Global Leadership Summit“) in den deutschsprachigen Raum zu bringen. Hier zeigt sich die Besonderheit: Tausende Partnerkirchen weltweit sind verbunden nicht durch eine Hierarchie, sondern durch eine gemeinsame „DNA“ – man teilt die Vision einer „sucherorientierten“ Kirche, die Barrieren abbaut und moderne Management-Prinzipien nutzt, um Menschen für den christlichen Glauben zu interessieren.

Die Vorzüge: Exzellenz als Markenzeichen

Der Erfolg von Willow-Creek beruht auf der radikalen Kundenorientierung – im besten Sinne des Wortes. Gründer Bill Hybels fragte: „Warum kommen Menschen nicht mehr in die Kirche?“ Die Antwort führte zu einer Ästhetik, die eher an ein modernes Kulturzentrum erinnert als an ein ehrwürdiges Gotteshaus.

- ♦ **Relevanz:** Die Predigten waren nicht dogmatisch-abstrakt, sondern psychologisch fundiert und lebensnah.
- ♦ **Leiterschaft:** Willow-Creek erhob „Leadership“ zur geistlichen Disziplin. Der Global Leadership Summit zog Sprecher wie Bill Clinton und namhafte CEOs an, um christlichen Leitern für eine exzellente Führung Werkzeuge aus Wirtschaft und Politik an die Hand zu geben.



- ♦ **Professionalität:** Ob Musik, Lichttechnik oder Kinderbetreuung – alles war auf höchstem Niveau, um dem modernen Menschen zu zeigen: Für Gott ist unser Bestes gerade noch gut genug.

Die dunkle Seite: Wenn etwas über der Wahrheit steht

Im Jahr 2018 platzte die Blase, gegen Bill Hybels wurden schwere Vorwürfe bekannt: sexuelles Fehlverhalten, Machtmissbrauch. Was folgte, war ein Lehrstück über die Gefahren moderner Megachurch-Strukturen: Die Gemeindeleitung versuchte zunächst, den Gründer zu schützen und die Opfer zu hinterfragen – das zeugt davon, dass man die eigene Marke höher stellt als postulierte Werte.

Diese Krise legte tieferliegende „Problemzonen“ offen:

- ♦ **Der CEO-Pastor:** Das Modell war massiv zentriert auf eine charismatische Leitfigur – fällt der Kopf, wankt der ganze Körper.
- ♦ **Die Consumer-Falle:** Bereits Jahre zuvor hatte eine kircheninterne Studie („Reveal“) gezeigt, dass das Modell zwar Massen anzieht, aber nur wenige geistlich reife Menschen hervorbringt. Die Besucher blieben meist „Konsumenten“ einer menschengemachten Darbietung, statt selbst im Reich Gottes Verantwortung zu übernehmen.
- ♦ **Management statt Geist:** Statt das unmittelbare Wirken des Heiligen Geistes und das prophetische Wort suchte man soziologische Erhebungen und Marketing-Strategien – so die Kritiker.

Ein fundamentaler Unterschied

Wo liegt der eigentliche Unterschied zwischen dem biblischen Begriff der Ekklesia und dem von Willow-Creek perfektionierten Modell der „modernen Synagoge“? (Eine Definition dazu finden Sie in dem Artikel auf Seite 45.)

Die Ekklesia mit Regierungs-Mandat

Im antiken Griechenland war die Ekklesia keine religiöse Versammlung, sondern die gesetzgebende Bürgerversammlung einer Stadt. Jesus wählte diesen Begriff bewusst: Seine Gemeinde sollte eine regierungsfähige Körperschaft des Reiches Gottes sein – kraftvoll aktiv in dieser Welt, jedoch nicht mit den Mitteln dieser Welt.

Eine Ekklesia zeichnet sich aus durch folgende Merkmale:

- 1. Himmlisches Mandat:** Sie agiert als Botschaft des Himmels auf Erden. Ihre Autorität bezieht sie nicht aus strategischer Planung, sondern aus der direkten Anbindung an den „Thron“.
- 2. Hören auf Gott:** Wahre Autorität entsteht dort, wo das Wort direkt „aus dem Mund Gottes“ gehört wird. Es kommt nicht vom Hörensagen oder dem Kopieren diverser Erfolgsrezepte, sondern ist eine unmittelbare Offenbarung für den jeweiligen Ort.
- 3. Geistliche Regierungsgewalt:** Die Ekklesia ist dazu berufen, die Atmosphäre in einer Stadt zu verändern und zwar nicht primär durch attraktive Veranstaltungen und Marktanalysen, sondern durch Gebet und Dienen in geistlicher Autorität.

Der Kontrast zum Willow-Modell

Trotz aller Modernität hat Willow-Creek weitgehend das synagogale Format beibehalten (wie die meisten Kirchen heute). Eine Synagoge ist ein Ort der Belehrung und der Gemeinschaft: wertvoll, gewiss, aber ohne legislative (gesetzgebende) Autorität.

- ♦ **Organisation statt Organismus:** Während die Ekklesia ein lebendiger Orga-

nismus ist unter dem Haupt Christus, wurde Willow-Creek eher zu einer perfekt geölten Maschine.

- ♦ **Einfluss statt Autorität:** Willow-Creek suchte gesellschaftlichen Einfluss durch Größe und Exzellenz; die Ekklesia sucht geistliche Autorität durch Heiligung und Gehorsam gegenüber dem direkten Reden Gottes.
- ♦ **Programm statt Präsenz:** In der Megachurch-Struktur gehört die Gegenwart Gottes zur „Inszenierung“; in der Ekklesia ist die Gegenwart Gottes die Voraussetzung für jede Entscheidung und das Handeln: „Es gefällt dem Heiligen Geist und uns ...“¹

Ein Ruf zur Umkehr: Zurück zur Wurzel

Willow-Creek Deutschland hat sich unter das Motto „Rooted“ gestellt – „Verwurzelt sein“. Das ist eine gute Perspektive: Man hat erkannt, dass die bloße Methode nicht trägt, wenn nicht die Wurzeln tief in Christus und seiner Wahrheit verankert sind. Die Krise von 2018 hat das Vertrauen in „Super-Leiter“ zerstört und den Blick wieder darauf gelenkt, dass es Demut braucht, Rechenschaft und echte Jüngerschaft. Jeder Beitrag auf der Leiterkonferenz 2026 hat das unterstrichen; je weniger vorgeprägte Erwartung im Spiel war, umso klarer konnte man das hören.

Der geneigte Beobachter versteht die Lektion: Eine Gemeinde kann 20 000 Besucher haben und dennoch keine Ekklesia sein, wenn sie ihr Mandat an Management-Prinzipien abgetreten hat. Das Ziel kann nicht sein, die nächste perfekte „Show“ zu produzieren; sondern wir müssen wieder lernen, das Wort Gottes so unmittelbar zu hören, dass es eine in dieser Welt regierungsfähige Autorität bewirkt. Die Gemeinde sollte nicht mehr eine bloße „religiöse Versammlung“ (Synagoge) sein, sondern ihr ursprüngliches Mandat als Ekklesia wiederentdecken; so wird sie die Kraft haben, die Gesellschaft von innen heraus zu verändern. 

¹ Apostelgeschichte 15,28.

MISSverstehen Sie mich bitte RICHTIG



Frei nach dem Kabarettisten Buchholz: „Missverstehen Sie mich richtig!“, gehe ich einem Phänomen nach: Selbst die eigene Muttersprache ist keine Garantie dafür, wirklich verstehen zu können. Die alles entscheidende Frage ist deshalb: Wer hat ein Ohr, das *hört*? Denn gerade unter Christen ist das Phänomen der Gehörlosigkeit erstaunlich weit verbreitet – und es wird kaum reflektiert.

Von Peter Ischka

Die Brille, durch die wir lesen

Ein katholischer Christ, ein lutherischer, ein baptistischer und ein pfingstlicher können ein und denselben Bibelvers grundlegend unterschiedlich missverstehen – wobei jeder von ihnen felsenfest überzeugt ist, völlig richtig zu liegen ... Intellektuelles Versagen? Nein, das ist schlicht menschlich. Denn wir alle lesen sogar die Heilige Schrift durch die Brille unserer konfessionellen Prägung. Was uns in der Kindheit antrainiert wurde, färbt unsere Wahrnehmung so tief, dass wir es oft kaum noch bemerken.

Paulus beschreibt dieses Phänomen mit dem Bild einer Decke, die beim Lesen der Schrift auf dem Verstand liegt und besonders auf der geistlichen Wahrnehmung¹ – als Metapher nicht für Dummheit, sondern für ein strukturelles Problem: Wer das Neue Testament liest durch die Brille des Alten Testaments (also ohne im Blick zu haben, welch tiefgreifende Wende der Neue Bund beinhaltet), der bleibt gefangen in seiner alten Struktur. Diese Decke, so Paulus, wird erst weggenommen, wenn das Herz sich dem Herrn zuwendet.

Das klingt abstrakt. Ein Alltagsbeispiel macht es greifbar: Wenn einem Kind beigebracht wurde, das runde Ding auf dem Fußballfeld wäre ein Würfel, hält es die elf Spieler des FC Bayern allen Ernstes für Weltmeister im Würfeln.

Missverstehen Sie mich bitte richtig: Der Turmbau zu Babel ist längst nicht abgeschlossen. Manche dieser Türme sind heute Wahrzeichen ganzer Städte, man nennt sie „Kirchturm“; die höchsten Türme aber richten sich unsichtbar auf – sie sind imaginär.

Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist heute sagt

Wer sagt schon gerne, er höre Stimmen? Das klingt verdächtig und es könnte zu unliebsamen Schlussfolgerungen führen. Auch in aufgeklärten christlichen Kreisen behilft man sich daher häufig mit dem Hörensagen. „Stille Post“ – ein nettes Gesellschaftsspiel: Im Kreis sitzend flüstert man dem Sitznachbarn etwas ins Ohr und der Letzte in der Runde präsentiert die große Überraschung: das, was bei ihm angekommen ist, zumeist etwas völlig anderes als das ursprünglich Gesagte.

Die bequemste Lösung des Problems: Man erklärt schlicht, der Geist Gottes rede heute nicht mehr – mit dem Abschluss des NT-Kanons sei „ausgeredet“ gewesen. Einige Denominationen vertreten diese Position mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit; hätten sie recht, wäre das Thema „Hören“ vom Tisch.

Ich fürchte jedoch, dass es sich hier weniger um Theologie handelt als um eine Ausrede. Denn der Hebräerbrief hält unmissverständlich fest: „Heute, wenn ihr Gottes Stimme hört, verschließt euer Herz seinem Reden nicht“;² und Jesus selbst sagt: „Meine Schafe *hören* meine Stimme.“³ Das klingt nicht nach „abgeschlossen“, nicht nach Vergangenheit.

Ein weiteres Missverständnis, das Geschichte geschrieben hat: „Glaube kommt vom Hören“ – und zwar vom Hören des Wortes, das aus dem Mund Gottes kommt, so Paulus im Römerbrief.⁴ Martin Luther übersetzte das mit „Glaube kommt aus der Predigt“; doch bei aller Hochachtung vor dem Reformator: Das ist eine fundamental andere Aussage. Möglicherweise sollte das sonntags, der entfallenen Pflichtmesse zum Trotz, die Kirchenbänke gefüllt halten. Wie auch immer: So einfach entstehen Missverständnisse. Und sind sie einmal in der Welt, überdauern sie mit erstaunlicher Zähigkeit.

Entropie: Warum Missverständnisse von selbst wachsen

Kennen Sie den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik? Er besagt, dass die Entropie in einem geschlossenen System unaufhörlich zunimmt. Beispiel Pumpspeicherkraftwerk: Das Wasser schießt vom Stausee durch das Fallrohr zur Turbine, die erzeugt Strom, der produziert Licht, das gibt nebenbei Wärme ab und die verpufft. Um das Wasser wieder in den Stausee hochzupumpen, bedarf es eines größeren Energieaufwands. Ohne neue Energiezufuhr ist alles der Vergänglichkeit ausgeliefert.

Kurz gesagt: Von Natur aus neigt alles zum Verfall. Ein Apfel, der auf der Wiese liegen bleibt, zersetzt sich ziemlich schnell: Bakterien und Pilze bauen seine Struktur ab (von Schnecken, Vögeln und Mäusen einmal abgesehen), Gase entweichen, die Flüssigkeit versickert im Boden. Am Ende sieht man nichts mehr davon. Entropie ist „Zunehmen von Chaos“ in einem Wort. Ordnung kostet immer Energie, Zerfall geschieht ganz von selbst.

In diesem Sinne sind Missverständnisse Zerfallserscheinungen. Religiöse Systeme neigen zur Entropie – zum Zerfall und zur Zersetzung. Das lebendige Hören auf das, was aus dem Mund Gottes kommt, wirkt hingegen wie eine beständige Energiezufuhr; es schafft geistliche Ordnung. Menschliches „Hörensagen“ – eine spezielle Form der „Stillen-Post“ – verändert sich mit der Zeit, der Inhalt zersetzt sich, er verrottet. Gottes Geist hingegen spricht und bringt aus der lebendigen Quelle neue Kraft, neue Energie.

Ekklesia – das folgenreichste Missverständnis

Sieben Mal begegnet uns in der Offenbarung des Johannes die Aufforderung: „Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist der Gemeinde sagt!“ Wem genau gilt die Botschaft, wenn da von „Gemeinde“ die Rede ist? Vielleicht einer konkreten „Kirche“ in einer bestimmten Stadt?

In einer mittelgroßen deutschen Stadt finden sich heute schnell einige Dutzend Kirchgemeinden. Die einen sind über lose Netzwerke verbunden, von anderen weiß kaum jemand, dass sie existieren; und was in der Nachbargemeinde läuft, ist in der eigenen kaum bekannt. Was, wenn der Geist heute „der

Gemeinde in Stuttgart“ etwas sagen wollte – wer könnte dem Heiligen Geist dafür einen praktischen Tipp geben? Seit Ephesus und Laodizea ist einige Zeit vergangen. Der Zustellservice hat sich erheblich geändert.

Das Problem liegt in einem weiteren, dem womöglich folgenreichsten Missverständnis der Kirchengeschichte: Johannes musste zum Glück nicht auf Deutsch kommunizieren, auf Patmos hörte er das griechische Wort *ekklēsia*. Wer heute „Kirche“ hört, hat sofort konkrete Vorstellungen – ein Gebäude mit Turm, eine Institution.

*Doch was stand
vor zweitausend Jahren
einem Zeitgenossen vor Augen,
wenn er „ekklēsia“ hörte?*

Die Antwort können wir heute kaum noch nachvollziehen: Die *ekklēsia* einer Stadt war die Versammlung der vollberechtigten Bürger, sie hatten Entscheidungs- und Regierungsgewalt und lenkten die Geschicke ihrer Stadt – es wurden Gesetze erlassen, Dekrete verabschiedet, Bündnisse geschlossen. Mitglied wurde man nicht durch Wahl, sondern durch Bürgerrecht. Für religiöse Zusammenkünfte hingegen gab es Götzentempel und *Synagogen*. Jesus hat von Anfang an von *ekklēsia* gesprochen, wohl bewusst im klaren Kontrast zur Synagoge: Die *ekklēsia* war gedacht als das Gremium, das die Autorität des Himmels auf Erden repräsentiert.

Bitte missverstehen Sie mich richtig: Das Wort ist den Theologen gewiss nicht durch die Lappen gegangen; doch sie zerlegen den Begriff in *ek* – „aus“ und *kaleō* – „rufen“ und damit vergeistlichen sie das Ganze zur Gemeinschaft der, ihrer Meinung nach, „aus der Welt Herausgerufenen“, die sich dann als Heilige in Kirchengebäuden verstecken; kaum jemand fragt, was man zu jener Zeit konkret unter *ekklēsia* verstand. Ähnlich verhält es sich mit Begriffen wie „Evangelium“ und „Apostel“ – das waren damals geläufige Bezeichnungen aus Politik und Militär, ganz ohne frommen Anstrich.

Kann es sein, dass wir in frommer Überheblichkeit jahrtausendelang „Kirche“ missverstanden haben?

Petros oder Petra – was bedeutet „Fels“?

Dieser Verdacht verdichtet sich beim berühmtesten Kirchen Gründungs-Vers der Geschichte. Jesus investierte einen längeren Fußmarsch mit seinen Jüngern, bis sie schließlich vor einem Felsmassiv standen, in dem ein Loch sichtbar war – das sogenannte „Tor zum Hades“, zum Totenreich, auch „Hölle“⁴⁵. Dieses Massiv nennt man auf Griechisch bis heute *petra* – „Fels“. Dort wandte sich Jesus an Simon: „Du bist *Petros* (kleiner Stein), und auf diesen *Felsen* (*petra*) werde ich meine *ekklēsia* bauen.“ Dann wies Jesus auf das Loch und erklärte:

„Keine Todesmacht wird ihr, meiner *ekklēsia*, jemals standhalten können.“

Alle Blicke richteten sich auf das gewaltige Felsmassiv vor ihnen. Der Kontrast war augenfällig: hier der kleine Stein *petros*, dort der unerschütterliche *petra*. Ausgerechnet auf den kleinen Stein beruft sich eine große Denomination – und läuft dabei Gefahr, den Felsen, Christus selbst,⁶ etwas aus dem Blick zu verlieren.

Also: Jesus Christus baut seine *ekklēsia*. Wenn er das sagt, wird es so sein – auch wenn wir Jahrhunderte damit verbracht haben, unsere eigenen Modelle von Kirche zu verwirklichen.

Worauf wartet die Schöpfung noch?

Die *ekklēsia* im ursprünglichen Sinne war also eine Versammlung mündiger, freier Bürger, die gestaltend in ihre Gesellschaft hineinwirkte – nach außen gerichtet, nicht nach innen. Sehr früh in der Kirchengeschichte ist sie jedoch in ein „Synagogenformat“ zurückgeglitten: Aus einer regierenden Versammlung wurde eine rituelle Gemeinschaft, die vor allem mit sich selbst beschäftigt ist.

Der Brief an die Römer beschreibt es mit kosmischer Dringlichkeit: „Die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Geburtswehen bis jetzt. Sie sehnt sich danach, von der Versklavung an die Vergänglichkeit, der Entropie, befreit zu werden – zur Freiheit der Herrlichkeit dieser mündigen Bürger des Reiches Gottes.“⁷ Die Schöpfung wartet nicht auf religiöse Rituale, sie wartet auf die Auswirkung der *ekklēsia*.

Gibt es im deutschsprachigen Raum eine Stadt, in der diese *ekklēsia* sich in dieser Weise zeigt? Eine Versammlung mündiger Bürger des Reiches Gottes, die nicht nur sich selbst im Blick hat, sondern gestaltend in die Gesellschaft hineinwirkt? Eine, die hört, die überwindet, die das Gehörte in der Welt kraftvoll umsetzt?⁸

Falls Sie solch eine Stadt kennen – lassen Sie es mich bitte wissen. 

*Wer zumindest ein Ohr hat, der höre,
was der Geist heute sagt.*

1 2. Korinther 3,14–18.

2 Hebräer 3,15.

3 Johannes 10,27.

4 Römer 10,17 (Anm.).

5 siehe Artikel „Lokalaugenschein: Am Tor zur Unterwelt“, Seite 41.

6 1. Korinther 10,4.

7 nach Römer 8,19–22.

8 Lesen Sie auch: „Ich habe einen Traum: Eine Stadt tut, was Er sagt“, Seite 56.



Investieren Sie in Ziegen!

Höchste Rendite ist Ihnen sicher *in herzlicher Dankbarkeit*

Wieder konnten etliche Familien **mit Ziegen gesegnet** werden, wie unsere Leute in Albanien so schön sagen.

Zamira mit Baby Amelia und ihr Mann leben in einem Zimmer einer Wohngemeinschaft im abgelegenen Bergdorf Netëlliht nahe Librazhd. Fließend Wasser bekommen sie nur vom Brunnen vor dem Haus. Dort waschen sie die Kleidung von Hand. Jetzt haben sie zwei Ziegen bekommen.

Auch Familie Luli wurde gerade gesegnet. Die Mutter ist seit fünf Jahren gelähmt, das älteste Kind ist geistig behindert, die beiden anderen Kinder sind noch klein. Der Einzige, der arbeiten könnte, ist der Vater; der hat aber vor einigen Jahren einen Arm verloren.

Die Ziegen tragen durch Milch, Joghurt oder Käse etwas zur Ernährung bei.

In den Bergdörfern rund um Elbasan sind diese Menschen den Unterstützern in Deutschland von Herzen dankbar.

Jeder Spender hat definitiv etwas für die Geringsten getan. Sie müssten einmal so ein Haus besuchen, um zu sehen ... und zu riechen: Wie gering!

Für eine Ziegen-Ausstattung geht es um eine Investition von 400 Euro. Doch auch der kleinste Beitrag hilft!

Spendenkonto:
Mission is Possible e.V.
Zweck: Ziegen
IBAN: DE 23 6105 0000 0049 0096 08
PayPal.me/mispos

Sehen Sie einen Kurzfilm über das Ziegen-Projekt:
youtube.com/@missionispossible

mission is possible
www.mission-is-possible.de

Nachahmer gesucht

Foto: © Kongress 2026 © WillowCrestDeutschland-2988



Warum Wissen allein uns nicht verändert.
Was hilft: Tu es – gehe den Weg wirklich!

Nach einem Interview
mit John Mark Comer

Zwei Irrtümer, die sich die Hand geben

In den letzten Jahrzehnten sind wir weithin einem doppelten Irrtum aufgesessen.

Der erste Irrtum ist die protestantische Überzeugung, gute Lehre würde Menschen verändern. Man hat Köpfe gefüllt – und sich gewundert, dass die Herzen gleichgeblieben sind. Überspitzt gesagt, hat die Kirche aus Menschen Gehirne auf Beinen gemacht: gut informiert, aber nicht wirklich transformiert. Wissen ohne Formung bleibt folgenlos.

Der zweite Irrtum ist die Reaktion auf den ersten: Wenn Lehre nicht hilft, vielleicht kommen wir mit Gefühlen weiter – Emotivismus („Es fühlt sich gut an, dann muss es gut sein“), Revivalismus (durch Erzeugen von Gefühlen zur Bekehrung führen) –, das Hochgefühl in der kollektiven Anbetung. Doch auch das bewirkt keine nachhaltige Veränderung. Wer hauptsächlich im Gefühl lebt, kann von den Abstürzen danach erzählen; und dennoch sucht so jemand das nächste Hochgefühl. Beides zusammen ergibt einen Kreislauf, der auf Dauer erschöpft.

Es gibt aber **einen dritten Weg**, und der ist wahrlich nicht neu, sondern seit Anbeginn bewährt: Formen und prägen. Nicht Belehrung, nicht Erregung, sondern die geduldige, alltägliche Arbeit an dem, wer man ist – das ist das Anliegen von „Practicing the Way“, „Den Weg gehen“.

Der Irrtum vom gut informierten Kopf

Martin Luther hat die Bibel ins Deutsche übersetzt und damit eine Revolution ausgelöst: Das Volk konnte sie lesen, das Wort Gottes war allen zugänglich. Luther erwartete nicht, dass Lesen allein Veränderung bewirkt – die erwartete er von der Begegnung mit Gott, und dazu lädt das Wort Gottes ein. Doch aus den vielen Strömungen der Reformation wurde ein Informations-Kult mit der Vorstellung, die richtige Lehre würde automatisch die richtige Haltung bewirken.

Dem ist leider nicht so; man kann die Bibel gut kennen und trotzdem lieblos sein. Man kann systematische Theologie studiert haben und trotzdem innerlich leer bleiben. Dallas Willard sagt: Der Feind der Heiligung ist nicht die Sünde, sondern die Oberflächlichkeit – die Überzeugung, es würde ausreichen, gut informiert zu sein.

Der Sabbat als Gegenentwurf

Sehr wichtig für die Formung ist das Prinzip des Sabbats – nicht als frommer Pflichttermin, sondern als strukturelles Gegenüber zur Erschöpfungskultur. Henri Nouwen hat es als Paradox formuliert: Wir sind nicht arbeitende Wesen, die gelegentlich eine Auszeit brauchen; wir sind auf Ruhe angelegte Wesen, die gelegentlich arbeiten. Die Moderne hat dieses Verhältnis umgekehrt; wir zahlen dafür mit kollektiver Erschöpfung, und die macht auch vor Christusunachfolgern nicht halt.

Der Sabbat ist mehr als ein freier Tag. Er ist die Praxis des Entschleunigens, das Nervensystem wird neu kalibriert und der Blick geweitet. Der Sabbat bricht das Prinzip, das Allerwichtigste sei Produktivität; er ist die wöchentliche Erinnerung daran, wer trägt und wer getragen wird.

Der feste Rhythmus der Stille, des Gebets, der Gemeinschaft, der Ruhe bildet eine Gegenarchitektur zum Alltag; diese „geistlichen Disziplinen“ haben nichts zu tun mit Selbstquälerei oder „Leistung für Gott“. Vielmehr baut man so bewusst Gewohnheiten auf, die den Boden dafür bereiten, dass gesunde, wohltuende Veränderung geschieht.

Gnade als Kraft, nicht nur als Rechtsstatus

Was Dallas Willard gesagt hat, könnte viele Evangelikale überraschen: „Gnade ist nicht nur Vergebung, sondern Kraft.“ Die Reformation hat ganz recht gehabt, der Werkgerechtigkeit die Gnade entgegenzustellen: Wir werden nicht durch Leistung gerettet, sondern aus Gottes Gnade allein. Doch diese Betonung hatte eine unerwünschte Nebenwirkung: Gnade wurde nur als juristischer Freispruch verstanden und nicht als die lebendige Kraft des Heiligen Geistes, die uns von innen her erneuert.

Willard formuliert es provokativ: Heilige „verbrauchen“ mehr Gnade als Sünder – weil sie sie aktiv gebrauchen. Wer aktiv in Christus verwurzelt lebt, wer die Disziplinen übt, wer im Gebet bleibt, der empfängt mehr Gnade und damit „verbraucht“ er mehr von ihrer verändernden Kraft. Wer einfach auf Veränderung wartet, wartet oft umsonst.

„Practicing the Way“ – ein Jüngerschaftstraining

Jüngerschaft ist Training für das Reich Gottes. Wer über das Gebirge will, plant die Expedition sorgfältig – er trainiert, er lernt von den Einheimischen. Wer einfach aufbricht und hofft, es würde schon irgendwie gutgehen, kommt meist nicht an. In der Nachfolge ist es nicht anders.

Aus dieser Einsicht heraus ist „Practicing the Way“ entstanden: eine zeitgemäße Form der Anleitung in der Nachfolge („Jüngerschaft“) im Zusammenspiel von Theologie, Gemeinschaft und geistlichen Übungen. In der frühen Kirche kannte man das: Wer Christ werden wollte, durchlief einen längeren Prägungsprozess; er konsumierte nicht nur Lehre, sondern übernahm die Lebensweise. Man ahmte Vorbilder nach. Die Prägung geschah in der Gemeinschaft und nicht durch den Konsum religiöser vorgezeichneter Veranstaltungen.



Die Kirche von heute braucht wieder diese Tiefe – nicht als Elite-Programm für besonders Fromme, sondern als Basis des Christseins: Menschen, die sich gemeinsam in die Nachfolge Jesu einüben und seine Lehre in die Tat umsetzen; Menschen, die fragen, wie der Meister gelebt hat, und daraus Konsequenzen ziehen für Lebensrhythmus, Beziehungen, Besitz, Sprachgebrauch, Sexualität und vieles andere.

Der Maßstab dafür ist Jesus selbst – nicht als moralisches Vorbild, sondern Jesus als der Lebendige, mit dem man im Austausch steht und durch den man wächst. Wer sich in Jesus Christus hineingräbt, wer seine Denkweise übernimmt, wer seine Rhythmen nachahmt, der ist auf dem besten Weg, ihm ähnlicher zu werden: Er fasst nicht nur gute Vorsätze, er lässt sich formen und prägen. 

John Mark Comer: Starke Worte

- **Die zwei fatalen Fehler westlicher Jüngerschaft sind Kognitivismus und Emotionalismus.** Lehre und emotionales Aufgewühltsein allein bewirken keine tiefe Veränderung. Es braucht einen ganzheitlichen Ansatz für und mit Körper, Herz, Gemeinschaft und Heilung.
- **Du reproduzierst, wer du bist – nicht, was du sagst.** Die wichtigste Aufgabe eines Leiters ist, sich selbst von Jesus formen und prägen zu lassen: Charakter vor Dienst!
- **Der Job eines Pastors: Menschen nicht aufwühlen, sondern entschleunigen.** Erschöpfte Menschen brauchen nicht zusätzliche oder neue Aktivität, sondern die Einladung zu einem langsameren, einfacheren Leben mit Gott.
- **Geistliche Formung für den Auftrag Gottes.** Jesus formt gerade etwas, das eines Tages mit ihm über die neue Schöpfung herrschen wird. Jüngerschaft ist Regierungs-Training.
- **Gnade ist mehr als unverdiente Gunst.** Sie ist Gottes Kraft, die in uns quillt – die Fähigkeit, zu sein und zu tun, was wir aus eigener Kraft nie könnten. Heilige „verbrauchen“ mehr Gnade als Sünder.
- **Jesus nachzuahmen ist das beste Jüngerschaftstraining der Kirchengeschichte** – und ein Modell für heute: ganzheitlich, tief.
- **Ruhe ist eine Phase, keine Sackgasse.** Regelmäßiges Sich-Zurückziehen ist notwendig und heilsam: Es macht uns weniger ängstlich, weniger ehrgeizig, dafür dienender und christusähnlicher.
- **„Practicing the Way“ ist kein weiteres Schulungsprogramm,** es ist ein Weg zur Christusähnlichkeit im Dienst in der Gemeinde: Lebensregel und innere Heilung gehören zusammen.

John Mark Comer ist Autor, Prediger und Gründer von „Practicing the Way“, einer internationalen Bewegung zur Einübung christlicher Lebensweise. Er lebt in Portland (Oregon) und ist bekannt für seine Verbindung von theologischer Tiefe, kultureller Analyse und spiritueller Praxis. Der Artikel beruht auf Comers Online-Interview mit Felix Ronsdorf am Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

Verwurzelt in der Ewigkeit

Was „ewiges Leben“
wirklich bedeutet –
und wie der
Blick nach oben
unser Leben
von Grund auf
verändert

Foto: © Emrehan Dora, pixelz.com



Nach einem Vortrag von Jörg Ahlbrecht

„Ewiges Leben“ ist kein Zeitbegriff

Der Philosophieprofessor Gerhard Schröder (1929–2011) pflegte seinen Hörern gelegentlich eine Frage zu stellen, die zunächst absurd klingt: „Planen Sie, irgendwann zu sterben?“ Nicht das konkrete Datum meinte er, nur den Fakt. Die Reaktionen im Hörsaal waren stets ähnlich: zusammengekniffene Lippen, Fragezeichen im Gesicht, Kopfschütteln: Natürlich habe ich das irgendwo im Blick – die Sterblichkeitsrate liegt schließlich bei hundert Prozent. Und dann sagte Schröder: „Vielleicht sollten Sie diesen Plan nochmals überdenken.“ Das war kein Scherz. Es war die theologische Pointe.

Im Reich Gottes erhalten wir ewiges Leben; dieser Begriff – schillernd, viel zitiert, selten wirklich durchdacht – ist der Ausgangspunkt von Jörg Ahlbrechts Vortrag und er definiert ihn neu. Jesus hat ihn so gefasst:

*„Das aber ist das ewige Leben,
dass sie dich, den allein
wahren Gott, erkennen.“¹*

Über die Dauer dieses Lebens verliert er kein Wort! Ewiges Leben ist keine endlose Abfolge von Momenten, es ist kein Zeitrahmen – „ewiges Leben“ ist ein Qualitätsbegriff: Leben in Gott-Qualität, unzerstörbar.

Erkennen ist kein Aha-Erlebnis

Dieses Leben ist das Ergebnis eines Erkennens. „Erkennen“ im biblischen Sinn ist kein intellektuelles Aha-Erlebnis, sondern das, was wir ganz am Anfang der Bibel finden: Adam erkannte Eva. Erkennen ist also eine intime Verbindung, eine tiefe Beziehung, ein sehr persönlicher Vorgang. Ewiges Leben besteht in der Gemeinschaft (*koinonia*) mit Gott; daraus erwächst eine Lebensqualität, die nicht zerstörbar ist. Diese Überzeugung ließ Dietrich Bonhoeffer angesichts des Galgens sagen: „Dies ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens.“

Irdisch oder himmlisch? Zwei Blickrichtungen

Der Kolosserbrief stellt eine klare Alternative vor Augen: „Richtet euren Sinn auf das aus, was oben ist, nicht auf das Irdische.“² Ahlbrecht beschreibt die irdische Ausrichtung plastisch: der gesenkte Blick als Kind, wenn man „bockig“ war, diese Mischung aus Zorn, Scham und Schuldgefühl, das bewusste Sich-Abkoppeln von der Beziehung. Schon in der Geschichte von Kain und Abel heißt es: „Da ergrimmte Kain sehr und senkte finster seinen Blick.“³ Der Blick nach unten zeigt immer nur das Sichtbare, das Begrenzte; er lässt uns allein mit unserer Wut, unserer Schuld, unserer Verantwortung.

Die Folge: Wir sorgen uns um guten Sex, aber verpassen echte Verbundenheit. Wir kaufen „Bio“, weil es gesund ist; doch die Seele hungert. Wir optimieren uns permanent – als wäre das sichtbare Leben alles, was wir haben. Ja, für wen nur das Irdische gilt, für den ist der Tod die ultimative Bedrohung: man verdrängt ihn, lässt sich betäuben, wird ins Krankenhaus abgeschoben. Paulus dagegen spricht seine Leser an als Menschen, die mit Christus bereits auferstanden sind (und nicht erst auferstehen werden): Das neue Leben ist gegenwärtige Realität.

Von der Angst zur Liebe

Wer beginnt, den Blick nach oben auszurichten, erlebt vier Bewegungen in sich. Die erste: von der Angst zur Liebe.

Angst ist für viele Menschen ein bestimmender Faktor. Ein Bekannter beschreibt sein Lebensgefühl: Er sitzt in einem Boot auf einem Fluss. Hinter ihm, zwei Kilometer flussabwärts, droht ein Wasserfall; und sein ganzes Leben schon rudert er wie wild, um zu diesem Abgrund Abstand zu halten. Wenn jemand sagt: „Mach doch mal langsam“, kann er nur bitter lachen – wer „langsam macht“, treibt umso schneller auf den Abgrund zu.

Was passiert, wenn man beginnt, nach oben zu schauen? „Dann öffnet Gott dir die Augen und du erkennst: Dieser Fluss mündet nicht in den Abgrund. Er mündet in das Meer der Gnade.“ Angst ist, dass man Schlechtes erwartet – doch Gottes Liebe will unser Bestes. In der Begegnung mit dieser Liebe verliert die Angst ihren Anspruch, das Leben zu dirigieren; sie muss fliehen.

Von der Hetze zur Geduld

Die zweite Bewegung: von der Hetze zur Geduld. Wer nur wenig Zeit hat, muss sich beeilen. Wer aber anfängt zu begreifen, dass Gottes Timing dem eigenen meilenweit überlegen ist, der lernt etwas, das sich „Geduld“ nennt. Gott ist nie in Eile.

Ahlbrecht erzählt von einer geistlichen Übung: im Supermarkt an der Kasse sich bewusst an der längeren Schlange anstellen. Am Flughafen Glasgow hat er es ausprobiert – eine deutsche Schulklass mit dreißig Leuten machte seine Schlange deutlich länger als die der Freunde nebenan. Doch die Klasse wurde gesammelt abgefertigt, und so zog Ahlbrecht demütig lächelnd an seinen Kollegen vorbei. „Es gibt einen Gott. Und er ist gut.“

Von der Oberfläche zur Tiefe

Die dritte Bewegung: von der Oberfläche zur Tiefe. Wer nur auf das Hier und Jetzt bedacht ist, muss sich Leid um jeden Preis ersparen – denn Leiden verdirbt das Leben. Wer aber „nach oben“ ausgerichtet ist, kann das Leiden anders einordnen. Ahlbrecht sagt klar: Es geht nicht darum, Leiden zu suchen. Aber: „Leben fügt uns nun mal auch Schmerz zu. Oft ist Schmerz die Einladung, in die Tiefe zu gehen“; und in der Tiefe finden wir den Halt, den die Oberfläche nicht geben kann. Im finsternen Tal von Psalm 23 entsteht aus dem Reden *über* Gott die Erfahrung *mit* Gott.

Vom Stückwerk zur Vollendung

Die vierte Bewegung: vom Stückwerk zur Vollendung. Die Offenbarung beschreibt das Ziel mit einem erstaunlichen Bild: Gott will uns als Könige und Priester haben, damit wir mitregieren mit ihm⁴ und teilhaben können an seinem Schöpfungshandeln. Wir sind geschaffen, um mit Vollmacht ausgestattet zu werden – und dann zu tun, nicht das, was *wir* wollen, sondern das, was Gott will. „Gott kann Menschen nur dann Vollmacht geben, wenn sie gelernt haben zu lieben; denn nur selbstlose Liebe wird durch Macht nicht korrumpiert.“ „Gott kann uns keine Million Volt anlegen, wenn wir nur Transistorradios sind.“

Dieses Leben ist Formungsgeschichte – kein Warteraum, sondern Vorbereitung auf die Vollendung, auf das, was Gott uns anvertrauen will.

Die Glocke auf dem Schreibtisch

Jahrhundertlang haben Kirchenglocken die Menschen aus dem Alltag herausgeholt und den Blick nach oben gezogen – weg vom Endlichen, hin auf Gott und das ewige Leben. Ahlbrecht schließt mit einer konkreten Einladung, die dieses Bild aufgreift: Wer heute einen der vier Punkte wiedererkannt hat – die Angst, die Hetze, die Oberflächlichkeit, das Stückwerk –, der soll sich eine kleine Glocke auf den Schreibtisch stellen, in die Küche, ans Fenster hängen oder vor den Bildschirm, als tägliche Erinnerung: Den Blick nach oben richten!

Wir schreiben Formungsgeschichte – für ein Leben, das sich auf die Vollendung hinbewegt. 

„Ewiges Leben“ ist kein Zeitrahmen, keine endlose Abfolge von Momenten, es ist ein Qualitätsbegriff. Dieses Leben beginnt nicht erst nach dem Tod, sondern jetzt

Alle Artikel als Audio:
www.Zukunft.EU.de

Jörg Ahlbrecht: Starke Worte

- **„Ewiges Leben“ ist kein Zeitrahmen, sondern ein Qualitätsbegriff.** Es ist das Unzerstörbare, das aus der tiefen Beziehung zu Gott erwächst – nicht erst nach dem Tod, sondern jetzt.
- **Erkennen heißt in Beziehung treten.** „Ewiges Leben“ besteht nicht in intellektuellem Wissen über Gott, sondern in der intimen Beziehung zu ihm.
- **Irdische Perspektiven begrenzen, himmlische befreien.** Wer nur irdisch denkt, bleibt gefangen in Endlichkeit, Angst und Hetze. Die Ausrichtung nach oben verwandelt den Blick auf alles andere.
- **Von der Angst zur Liebe:** Gottes Liebe ist der Wille zum Guten, er trifft auf unsere Erwartung des Schlechten und vertreibt sie. Der Fluss mündet nicht in den Abgrund, sondern ins Meer der Gnade.
- **Von der Hetze zur Geduld:** Wer Ewigkeitsperspektive hat, muss nicht mehr hetzen. Gott ist nie in Eile – Geduld ist das Vertrauen auf *sein* Timing (statt auf das eigene).
- **Von der Oberfläche zur Tiefe:** Schmerz und Leiden sind unausweichlich, können aber zur Einladung in die Tiefe werden. Ein „finsternes Tal“ wird so zur Gotteserfahrung.
- **Vom Stückwerk zur Vollendung:** Die Formung des Charakters hat die Mitherrschaft mit Christus zum Ziel. – Vollmacht kann nur dem gegeben werden, der selbstlos lieben gelernt hat.
- **Ewigkeit beginnt jetzt.** Die himmlische Perspektive ist keine Vertröstung auf später, sie ist jetzt die Neuausrichtung des Lebens – mit Konsequenzen für Angst, Geduld, Leid und Hoffnung.

Jörg Ahlbrecht ist Theologe, Autor und langjähriger Impulsgeber des Willow-Creek-Leitungskongresses. Er verbindet theologische Tiefgründigkeit mit alltagsnaher Ausdrucksweise. Der Artikel beruht auf dem Abschlussvortrag zum Thema „Blick nach oben“ beim Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

- | | |
|------------------|--------------------------|
| 1 Johannes 17,3. | 3 1. Mose 4,5. |
| 2 Kolosser 3,1. | 4 Offenbarung 1,6; 5,10. |



Lesenswerte Bücher von Jörg Ahlbrecht bei: www.edition-pji.com

Nach einem Vortrag
von Markus Weimer

Die Stille nach der Frage

Wolfgang Huber hat es nüchtern formuliert: „Die Krise der Kirche ist eine Krise des Krisenmanagements.“ Das eigentliche Problem ist nicht der Wandel – das Problem ist, wie wir damit umgehen: Große Reformprogramme werden zu schlichten Strukturmaßnahmen und am Ende dreht es sich nur noch um Budgets, Personal und Gebäude. Zurück bleibt die Ernüchterung. Markus Weimers Lernweg begann mit einer harmlosen Frage an den Ortsvorsteher seiner Gemeinde in Böhringen am Bodensee: „Wie nehmen Sie eigentlich unsere evangelische Kirchengemeinde wahr?“

Ohne zu zögern antwortete
der Ortsvorsteher: „Gar nicht.“

Was folgte, war ein Wendepunkt: Irgendetwas muss sich ändern. – *Wir* müssen uns ändern.

Kurz darauf kam der anglikanische Bischof Paul Williams aus England. Sein Vortrag berührte die Gemeinde tief: Er las aus der Apostelgeschichte und richtete den Blick auf Antiochia. Der Übersetzer Michael Born verdichtete das Gehörte in einem Begriff: „Quellgemeinde“ – eine Gemeinde, die ihre Wurzeln zu Christus ausstreckt, von ihm Kraft empfängt und sich selbst verschenkt. Dieser Begriff der „Quellgemeinde“ hat Weimers Gemeinde seither geholfen, auf Veränderungen in anderer Haltung zu reagieren und gut damit fertigzuwerden.

Die sieben Merkmale einer Quellgemeinde

Aus Apostelgeschichte 11–13 arbeitet Weimer sieben Merkmale der Gemeinde in Antiochia heraus.

Merkmal 1: Ermutigung

Das erste Merkmal der Gemeinde zu Antiochia ist „Ermutigung“. Als Jerusalem von den Aufbrüchen in Antiochia hörte, schickten sie Barnabas; der sollte nach dem Rechten sehen. (In der Praxis hingegen reagieren Gemeinden auf unplanmäßige Veränderung meist mit einer Sondersitzung.) Was dann geschieht, ist überraschend: Barnabas kommt an, erkennt das Wirken Gottes – und ermutigt. Er bremst nicht, er gründet keinen Ausschuss. Sein Name sagt alles: „Sohn der Ermutigung“ heißt er.

„Es braucht heute Menschen wie Barnabas – liebevolle Krawallbürsten, die für das Ungewohnte eintreten und Mut machen, neue Wege zu gehen.“

Merkmal 2: Treue – Ausrichtung auf Christus

Barnabas ermutigt – und erinnert zugleich: dem Herrn mit ungeteilter Hingabe treu bleiben! „Wir beschäftigen uns lei-

Das Beste verschenken

Was eine Gemeinde am östlichen Mittelmeer vor zweitausend Jahren über Erneuerung wusste – und warum sich Antiochia als Modell für heute gut eignet

Foto: © Grahvision, dreamstime.com



denschaftlich mit Kirchnerneuerung, denken über neue Formate, Teams und Liturgien nach. Aber die Reihenfolge stimmt oft nicht.“ Laut George Lings, einem Pionier der Gemeindegründung, könne man in England nicht verstehen, dass deutsche Reisegruppen sich für innovative Gemeindeformen interessieren, aber kaum einer frage nach dem geistlichen Kern, nach Christus.

Erneuerung der Kirche beginnt nicht beim Management, sie beginnt bei Christus. Nicht die Kirche Gottes hat eine Mission in der Welt, sondern der Gott der Mission sollte dort eine Außenstelle haben.

Merkmal 3: Demütige Leitung

Barnabas war angesehen und wohlhabend, aber entscheidend war sein Charakter: Er merkt schnell, dass er alleine in Antiochia nicht weiterkommt. Er macht sich auf nach Tarsus, holt Paulus – keinen einfachen Teampartner – und teilt die Verantwortung mit ihm. Barnabas klammert sich nicht an Macht und Mandat.

Auch in England gilt das Prinzip „Character before gifting“. Der Londoner Pastor Archie Coats beschreibt seine Morgenroutine so: „Wenn ich mir nicht von Gott zusprechen lasse, wer ich bin und woher mein Wert kommt, dann suche ich in den Begegnungen des Tages nach Bestätigung – und das wäre gefährlich.“ Demütige Leitung wächst, wenn man seine Identität täglich in Christus einwurzelt.

Merkmal 4: Mutige Vision und das Priestertum aller Glaubenden

Ein Jahr lang arbeiten Barnabas und Paulus in Antiochia; sie lehren, bilden aus, begleiten. Was entsteht, ist christliches Empowerment: Menschen werden sprachfähig im Glauben – sie können erklären, warum sie Christus nachfolgen; nicht zufällig entsteht hier der Begriff „Christen“ für diese Gemeinschaft. Sie wurden als die „Gesalbten“ erkannt.

Weimer sieht darin das bis heute nicht ernsthaft eingelöste Versprechen der Reformation: das Priestertum aller Glaubenden. „Es ist ein protestantisches Ideal geblieben. Man greift nur darauf zurück, wenn keine Hauptamtlichen zur Verfügung stehen.“ Dabei sieht er die Ära der hauptamtlichen Kirche vor dem Aus. Was folgen muss: die bewusste „Ausrüstung“ der Ehrenamtlichen und die Bereitschaft Hauptamtlicher, sich in einer neuen Rolle wiederzufinden, in der des Unterstützers.¹ Im Kirchenbezirk Konstanz ist das bereits im Gang: In Zusammenarbeit mit Schweizer Hochschulen entstand ein Qualifikationsprozess für Ehrenamtliche. Aktuell gibt es dafür siebzig Teilnehmer – dreißig auf der Insel Reichenau, vierzig in der Schweiz.

Merkmal 5: Gebet

Die Gemeinde in Antiochia sucht im Gebet Orientierung, sie betet, fastet, hört – und erkennt die Sendung von Barnabas und Paulus. Mutige Schritte haben ihre Wurzeln im Gebet.

Auf seinen Forschungsreisen in England hat Weimer erlebt: Egal, wen er besuchte, am Schluss wurde für ihn gebetet – ob in einem kahlen Büro im Londoner Church House, vor einer Christusikone oder bei strömendem Regen im Auto. „Was ich dabei gelernt habe: Wir trennen in unserem Kontext zu oft Gebetswelt und Arbeitswelt. Dabei gehört Gebet genau dorthin: mitten in unsere Entscheidungen.“ Seitdem bietet Weimer jedem, der ins Dekanat kommt, zum Schluss ein Segensgebet an.

Merkmal 6: Großzügigkeit

Die Gemeinde in Antiochia wächst und trotz knapper Ressourcen gibt sie. Als eine Hungersnot droht, sammelt die Gemeinde – und Barnabas und Paulus bringen die Spende nach Jerusalem: Großzügigkeit ist kein Randthema, sondern Wesenskern.

Weimers eigene Gemeinde hat das als Lernprozess durchlaufen: Sie wollte einer Nachbargemeinde eine FSJ-Stelle finanzieren – mutig und konkret. Diese Großzügigkeit wurde jedoch nicht angenommen. „Auch das war eine Lernerfahrung: Großzügigkeit hat zwei Seiten. Es braucht Mut, sie zu geben, und Demut, sie anzunehmen. Beides ist eine geistliche Disziplin.“

Merkmal 7: Das Beste verschenken

Das siebte und letzte Merkmal ist das schwierigste: Die Gemeinde in Antiochia betet – und daraufhin lässt sie Barnabas und Paulus ziehen. Beide. Weimer lacht: „Als Gemeindeführer hätte ich versucht, mit Gott zu verhandeln: Wäre es nicht möglich, dass nur einer geht?“

In Böhringen musste er das ähnlich durchbuchstabieren: Eine hochbegabte junge Mitarbeiterin, die in der wachsenden Jugendarbeit Entscheidendes bewirkt hatte, konnte einer Nachbargemeinde helfen, die gerade entstehende Jugendarbeit aufzubauen.

„Natürlich dachten wir an dieses siebte Merkmal: *Be ready to give the best away* – ‚Sei bereit, das Beste herzugeben‘; aber oft versuchen wir, das zu überhören.“ Dann dieses leise Flüstern ... Sie fragten die Mitarbeiterin, ob sie sich vorstellen könnte, die andere Gemeinde zu unterstützen, und sie stimmte zu. Der Preis war hoch, die Wirkung segensreich. Und Weimer hatte gelernt, was er seither weitersagt: „Die Vitalität einer Gemeinde bemisst sich nicht an ihrer Sitzplatzkapazität, sondern an ihrer Sendungskapazität.“ Eine Quellgemeinde ist bereit, das Beste zu verschenken. 

Dazu die aus der Tiefe des aramäischen und griechischen Textes entfaltete *Apostelgeschichte reloaded* lesen. Sie werden staunen, welche wichtigen Aussagen Sie bisher überlesen haben.

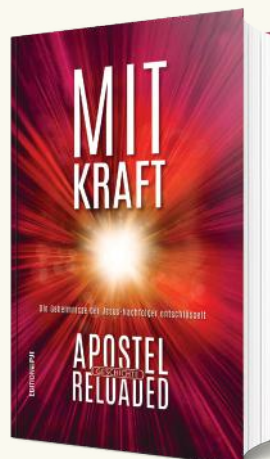
Bestellen bei: www.edition-pji.com

Markus Weimer: Starke Worte

- ▶ **Die Krise der Kirche ist eine Krise des Krisenmanagements.** Transformation endet zu oft bei Strukturmaßnahmen, statt dass man die eigentliche, die geistliche Frage stellt: Wie kann Wandel geistlich nachhaltig gestaltet werden?
- ▶ **Zuerst Christus, dann der Auftrag, dann die Gemeinde.** Nicht die Kirche Gottes hat eine Mission, sondern der Gott der Mission hat eine Kirche: In dieser Reihenfolge!
- ▶ **Eine Quellgemeinde schöpft ihre Kraft aus der Verbindung zu Christus und gibt sich weiter.** Das Bild der Quelle steht nicht für Autarkie, sondern für Verwurzelung als Voraussetzung, etwas verströmen zu können.
- ▶ **„Character before gifting“:** Gute Leitung wurzelt im Charakter und nicht in Begabung, Macht oder Leistung. Demut erwächst aus der täglichen Begegnung mit Gott.
- ▶ **Die Ära der hauptamtlichen Kirche steht vor dem Aus.** Das „Priestertum aller Gläubigen“ ist kein protestantisches Ideal, sondern die Notwendigkeit der Stunde. Ehrenamtliche müssen bewusst ausgerüstet werden.
- ▶ **Gebet gehört mitten in die Arbeit.** Nicht nur als Auftakt für die Tagesordnung, sondern als Basis für alle Entscheidungen und Begegnungen.
- ▶ **Großzügigkeit hat zwei Seiten.** Zum Geben braucht es Mut – und zum Annehmen Mut und Demut. Beides, das Geben und das Nehmen, sind geistliche Disziplinen.
- ▶ **Vitalität misst sich an der Sendungskapazität, nicht an der Zahl von Sitzplätzen.** Die Bereitschaft, das Beste herzugeben, ist das radikalste und verwandelndste Merkmal einer Quellgemeinde.

Markus Weimer ist evangelischer Dekan in Konstanz, er beschäftigt sich seit Jahren mit Gemeindeentwicklung und kirchlicher Erneuerung. Impulse empfing er u. a. aus der anglikanischen Gemeindegründungsbewegung in England. Der Artikel beruht auf Weimers Vortrag zum Thema „Verwurzelt in der Gemeindegemeinschaft“ beim Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

1 Ergänzung der Redaktion: Das ist gemeint in Epheser 4,12.



Über Zweifel und Liebe: Ein Leben als Instrument

Was der Geigenbauer Martin Schleske zu sagen hat über Berufung, Schöpfung und die entscheidende Frage Jesu an Petrus – und warum das direkt in unsere Zeit spricht

Foto: © Martin Schleske



Nach einem Vortrag von Martin Schleske

Es gibt Begegnungen, die man nicht sucht und nicht vermisst. Martin Schleske ist einer jener seltenen Menschen, bei dem Handwerk, Spiritualität und radikale Ehrlichkeit zu einer faszinierenden Einheit verschmelzen. Der Münchner Geigenbauer und Autor, dessen Instrumente von führenden Solisten weltweit gespielt werden, tritt nicht als Theologe auf – aber was er zu sagen hat, greift tiefer als so manche Sonntagspredigt.

Sein Vortrag bei der Willow-Creek-Konferenz in der Westfalenhalle Dortmund war kein Aufruf zur Selbstoptimierung, er war eine Einladung zur Wahrhaftigkeit. Diese Einladung ist unbequem – aber auf eine Weise, die nicht abstößt, sondern anzieht.

Berufung ist nicht dasselbe wie Quelle

Schleske beginnt mit einer Szene aus seiner Werkstatt: Nach Hunderten von Arbeitsstunden verlässt ein Instrument seine Hände – eine Geige aus Hochmoor-Holz aus Neuseeland, datiert auf 50 000 Jahre. Im Münchner Dom, bei der Uraufführung von Enjott Schneiders *Seligpreisungen* am 23. November 2024, entfaltet sie schon beim ersten Ton eine Autorität, die Musiker zu Tränen rührt. Laut dem Geiger Ingolf Turban hat sie „ihre Flügel entfaltet wie ein mächtiger Engel“: Diese Schönheit ergreift, erschüttert, tröstet, belebt.

Schleskes Vortrag unterscheidet sich von jeder Motivations-Rede: „Deine Berufung muss dir nichts geben. Sie ist geschützt, wenn du aus deiner Quelle lebst.“

Das ist keine nette Nuance. Es ist ein fundamentaler Unterschied, und er betrifft die meisten Menschen, die mit Herzblut arbeiten: Seelsorger, Lehrer, Therapeuten, Eltern, Unternehmer.

Berufung ist das, was wir geben; Quelle ist das, woraus wir leben. Wer keine Quelle kennt oder pflegt, der beutet sich aus; und dann sendet die Seele Botschaften: Erschöpfung, innere Leere, Zweifel.

Die Erschöpfungskrise ist nicht primär ein Zeitproblem und auch kein Mangel an Effizienz, sie ist ein geistliches Problem: Wer nicht aus der wahren Quelle trinkt, sondern aus dem eigenen Einsatz, der verdurstet ganz sicher. Irgendwann.

Zweifel sind keine Glaubensschwäche – sie sind Boten

„Zweifel sind Boten Gottes“, sagt Schleske, „Signale der Seele, dass etwas im Leben nicht stimmig ist.“ Ein Mensch, der nicht mehr zweifeln kann, hat eine „Hörbehinderung am Herzen“.

Das ist eine unbequeme Umkehrung. In vielen Glaubenskreisen gilt Zweifel als Zeichen von Defizit, als Mangel an Vertrauen, als etwas, das man zu überwinden hat. Schleske kehrt das um: Zweifel ist Wahrnehmungsfähigkeit. Eine Geige, die verstimmt klingt, zwingt uns, hinzuhören und nachzujustieren. Wer den Missklang ignoriert, verliert die Musik.

Schleske greift den bekannten Gedanken vom Senfkorn-glauben auf – aber nicht in üblicher Lesart: Das Ziel ist nicht, einen möglichst großen, robusten Glauben aufzubauen. Schleskes Bild ist ein anderes: „Die Gnade ist der Musiker, dein Glaube das Instrument. Lass dich spielen.“

In dieser Verschiebung liegt alles. Ein hochwertiges Instrument herzustellen, das erfordert höchste Präzision, sorgfältige Bearbeitung, Materialkenntnis. Wenn die Geige nicht bearbeitet wird, klingt sie nicht. Ob sie bearbeitet werden *will*, das fragt sie keiner – wohl aber entscheidet sie, wie sie diesen Prozess durchläuft, wie sie darauf reagiert.

Wenn die Geschöpfe verstummen: Das Leiden des Schöpfers

Schleske wechselt den Tonfall. Er schildert zwei Erlebnisse zu Beginn der Corona-Zeit: einen nächtlichen Vogelruf, der ihn körperlich erschütterte, und kurz darauf einen Raben, der – als Antwort auf ein inneres Gebet – an seinem Dachfenster saß. Man könnte das überhören; aber Schleske stützt seine Deutung auf Hiob 38, wo Gott selbst aus dem Sturm antwortet und ein Loblied singt auf die Artenvielfalt der Schöpfung: Hirschkuh, Wildesel, Strauß, Storch, Falke, Adler. Die Schöpfung ist nicht Kulisse für die Menschheitsgeschichte, für Gott ist sie Gesprächspartnerin. Und sie hat eine Stimme:

„Die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Wehen und wartet darauf, dass die Kinder Gottes als erwachsene Söhne erkennbar werden.“¹ Der Römerbrief wird zum Brennspeigel für die Gegenwart.

Schleske spricht aus, was nicht jeder gerne hört: Im Vaterunser beten wir um „unser täglich Brot“, nicht um „unser täglich Fleisch“. Fleisch sei in der Bibel für das Fest bestimmt, nicht für den Alltag. Und dann nennt er die Zahlen: 15- bis 100-facher Landbedarf für tierisches Eiweiß, verglichen mit pflanzlichem. Überlastung von Böden und Wassersystemen. Abholzung. Klimakrise.

Das ist kein grüner Moralismus; Schleske verbindet es mit tiefen geistlichen Einblicken: Die Grenzen der Schöpfung, das sind Grenzen, die der Schöpfer

gesetzt hat. Wer diese Grenzen überschreitet, handelt nicht neutral: Er stellt sich gegen den, dem die Erde gehört. „Die Erde ist des HERRN“ – dieser Satz aus den Psalmen wird in der Ökologie-Krise zur ethischen Kategorie.

Es fällt der Satz, der alles zusammenfasst: Wer in schlechten Gewohnheiten feststeckt, wird mit Zweifeln „gesegnet“ – nicht zur Strafe, sondern als Einladung zur Umkehr: „Dann versuche nicht, deine Zweifel wegzuglauben; ändere dein Leben.“

„Eigentlich“ – der mächtigste Offenbarungsort

Schleske hat eine Gabe für sprachliche Präzision; ein einziges Wort trägt das Gewicht einer ganzen Predigt: *eigentlich*.

„Wann hast du das letzte Mal gehört und begriffen, was du *eigentlich* tun solltest – und hast es nicht getan?“

Der Ort, an dem dieses Wort im Bewusstsein auftaucht, ist kein Ort des Ungefährten; er ist der Ort bereits empfangener Wahrheit. Das „Eigentlich“ ist kein Konjunktiv, es ist ein Indikativ: Du weißt bereits. Du hast es längst begriffen. – Genau dort wartet Gott.

Zweifel entstehen nicht, sagt Schleske, weil wir mit der Wahrheit Mühe hätten, sondern weil die Wahrheit mit uns Mühe hat: Sie klopft an – im Zweifel, in der Erschöpfung, im Unbehagen – und wartet auf Einlass.

Die Überwindung von Zweifeln beginnt nicht mit mehr Lektüre, mehr Wissensvermittlung oder mehr Willenskraft. Sie beginnt mit Wahrhaftigkeit: dass man das tut, was man längst begriffen hat.

Die Pferde und das Gesetz der Liebe

Sechs Jahre vor diesem Vortrag hat Schleske begonnen, sich mit Pferden zu beschäftigen. Er erzählt von einer fremden Herde: zwölf Pferde. Er behandelte die Leitstute, danach segnete er jedes einzelne Tier.

Das klingt idyllisch. Aber der Schluss, den er daraus zieht, ist einer der dichtesten Gedanken: „Die Art unserer Liebe bereitet den Weg, den wir geführt werden.“

Das gilt nicht nur für Pferde. Es gilt für Ehen, die nach zehn Jahren nicht mehr leuchten. Für Gemeinden, die funktionieren, aber nicht mehr berühren. Für Führungspersönlichkeiten, die effizient sind, aber niemandem mehr etwas bedeuten. Die Qualität der Liebe – ihre Aufmerksamkeit, ihre Bereitschaft, sich dem anderen wirklich zu öffnen – entscheidet über die Wege, die sich auftun. Nicht die Strategie, nicht die Kompetenz: die Liebe.

*Wer in
schlechten
Gewohnheiten
feststeckt, wird
mit Zweifeln
„gesegnet“ –
nicht zur Strafe,
sondern als
Einladung zur
Umkehr*

Außergewöhnliche Texte von Martin Schleske bei www.edition-pji.com



Zweifel werden nicht durch Glauben überwunden, sondern durch Liebe

Das ist Schleskes zentrale These, für den christlichen Glauben ist sie höchst brisant:

„Zweifel überwindest du nicht durch Glauben, sondern durch die Liebe. Das einzige Seil, das uns trägt, ist die Wahrheit, die wir lieben.“

Schleske verweist auf die Szene am See Tiberias nach der Auferstehung Jesu. Jesus fragt Petrus nicht: „Glaubst du an mich?“ Er fragt: „Liebst du mich?“ Dreimal. Petrus hatte in der Krise versagt, seine Überzeugungen ließen ihn im Stich; aber er hatte nie aufgehört, zu lieben.

In dieser Verschiebung liegt ein für uns alle befreiender Gedanke: Der Ausweg aus dem Zweifel ist kein intellektueller Akt, sondern ein Akt der Zuwendung. „Vor echter Liebe verbeugen sich die Zweifel und gehen.“

Das berührt das Herzstück gelebter Spiritualität in Beziehungen: Wenn eine Partnerschaft eine Krise durchmacht, wenn Gott sich fern anfühlt, wenn das Vertrauen erschüttert ist – dann ist die rettende Frage nicht: Halte ich an meinen Überzeugungen fest?, sondern: Liebe ich noch? Bin ich noch zugewandt? Bleibe ich?

Das Seil, das trägt, ist nicht das Seil der richtigen Lehre. Es ist das Seil der Liebe.

Gefäße der Gnade – im Alltag

Zum Schluss erzählt Schleske drei kleine Szenen: Ein kranker Bettler am Parkautomaten in Bozen – er segnet ihn. Ein junges Pärchen mit Hunden in einer Bahnhofsunterführung in Hannover – er begegnet ihnen mit Offenheit und Wärme. Die Katze der Schwester Johanna im Kloster – er behandelt sie heilend. Nichts Großes. Keine Bühne, kein Publikum, keine Aufzeichnung.

Aber darin steckt das Programm: Gnade ist kein Ereignis. Gnade ist eine Haltung, die in tausend kleinen Momenten des Alltags Gestalt gewinnt. Das Instrument wird nicht nur in der Konzerthalle gespielt – es wird täglich gestimmt, täglich gepflegt, täglich in Bereitschaft gehalten.

„Wir alle sind Gefäße der Gnade. Wir sind Instrumente der Gnade. Lass dich spielen.“

Der Geigenbauer entfaltet Bilder, die sprechen: Das Instrument hat keine Kontrolle über den Musiker; aber es entscheidet, ob es klingt. Die Bereitschaft, den Widerstand loszulassen – das entscheidet, ob aus dem Holz Musik wird oder bloß Lärm.

In einer Welt, die Selbstermächtigung und Kontrolle zur höchsten Tugend erklärt hat, ist diese Einladung subversiv: Nicht mehr selbst *tun*. Gespielt *werden*. Sich bearbeiten *lassen*. Lieben, auch wenn der Zweifel anklopft. Und dann – aus dieser Stille heraus – ergreifen, erzittern, trösten und beleben.

Das ist, was ein gutes Instrument tut. Etwas anderes kann es nicht. 

Martin Schleske: Starke Worte

- **Berufung und Quelle sind nicht dasselbe.** Berufung ist, was wir geben – Quelle ist, was uns nährt. Wer nur aus der Berufung lebt, beutet sich aus.
- **Zweifel sind Boten, keine Feinde.** Sie zeigen, dass das Leben nicht stimmig ist – wie eine verstimmte Geige, die uns zwingt, nachzujustieren.
- **Die Schöpfungskrise ist ein Ruf zur Umkehr.** Artensterben, Klimawandel und Pandemien sind keine bloßen Naturphänomene, sondern Sprechakte der Schöpfung an die Menschheit.
- **Fleisch ist kein tägliches Brot.** Biblische Theologie, Ökologie und Gesundheit verbinden sich zu einer klaren ethischen Forderung.
- **„Eigentlich“ ist der mächtigste Offenbarungsort.** Wo wir bereits wissen, was wir tun sollten – wenn wir es auch wirklich tun, dann wartet dort Gott auf uns.
- **Zweifel überwindet man nicht durch Glauben, sondern durch Liebe.** In der Krise trägt nicht das Seil der Überzeugung, sondern das Seil der Liebe.
- **Wir sind Instrumente der Gnade – lass dich spielen.**



Martin Schleske ist Geigenbauer und Autor. Eines seiner Bücher, *Der Klang. Vom unerhörten Sinn des Lebens*, ist im Kösel-Verlag erschienen. Der Artikel beruht auf Schleskes Vortrag zum Thema „Verwurzelt in Zweifeln – also im Leben“ am Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

1 Römer 8,19–22.



Wählen Sie Ihr Spenden-Abo

Zum Beispiel als ...

◆ Basis-Spender, monatl.	3,– Euro
◆ Förder-Spender, monatl.	5,– Euro
◆ Multiplikator, monatl.	10,– Euro
◆ Visionär, monatl.	90,– Euro

Spender erhalten die neue »Z« digital zwei Wochen früher und je nach Wunsch eine bis fünf Print-Ausgaben.

Spenden können Sie gerne auch jährlich und das solange Sie es für richtig halten. Sie behalten die volle Kontrolle über Ihren Dauerauftrag oder Ihr PayPal-Abo, das Sie auf Ihrem Konto selbst aktivieren.

Zu Beginn des Folgejahres erhalten Sie eine Jahres-Spendenquittung, die Sie steuerreduzierend geltend machen können.

Konto: Zukunft Europa e.V., BIC: GOPSDE6GXXX,
IBAN: DE26 6105 0000 0049 0155 68
www.PayPal.me/zwiezukunft

Brennen, ohne auszubrennen

Warum die Seele von Leitern
zu oft das Erste ist,
das auf der Strecke bleibt



Nach einem Vortrag von Mindy Caliguire

Ein stiller Seelen-Notstand

Der Lausanne-Bericht von 2020 benennt es nüchtern: Unter christlichen Leitern weltweit gibt es eine stille Krise, sie hat drei Erscheinungsformen:

- ♦ **Burn-out** – der dramatische Zusammenbruch, nach außen sichtbar
- ♦ **Flame-out** – der moralische Absturz, bleibt oft lange verborgen
- ♦ **Drop-out** – die innere Kündigung, der stille Rückzug: wenn jemand einfach aufhört, innerlich präsent zu sein; die Bewegungen gehen weiter, aber der Kern ist längst leer.

Am häufigsten ist das Dritte, das Drop-out, der stille Rückzug, die innere Kündigung; und von allen dreien ist dies am schwierigsten zu erkennen.

Mindy Caliguire hat jahrelang mit erschöpften Leitern gearbeitet – in Gemeinden, in Missionswerken, in kirchlichen Leitungsteams. Ihr Befund: Das Problem ist selten fehlende Begabung oder zu wenig Einsatz; das Problem ist der Zustand der Seele und daraus kommt alles andere.

Lieber verbrennen als verrosten?

Unter Leitern kursiert ein geflügeltes Wort: „Lieber verbrennen als verrosten.“ Welch ein erschreckender Mangel an Fantasie: Warum sollte es nur diese beiden Möglichkeiten geben? Wer sich für Gott verausgabt, wer keine Grenzen kennt, wer immer verfügbar ist – man könnte ja meinen: Der nimmt es

ernst. C. S. Lewis nannte es das Problem der *second things*, des Zweitrangigen: Wer Zweitrangigem den Vorrang gibt vor der Hauptsache, verliert am Ende beides.¹ Wer den Auftrag über die Liebe zu Gott stellt, wird mit der Zeit beides einbüßen – den Auftrag und die Liebe.

Dallas Willard hat in seinem Essay „Living in the Vision of God“ ein treffendes Bild geprägt: Ein abgesägter Zweig kann noch lange grün sein, er hat Chlorophyll gespeichert; aber er ist von der Quelle abgetrennt. Viele Leiter funktionieren noch – die äußeren Anzeichen stimmen –, aber die innere Verbindung zu Christus ist längst unterbrochen. Das ist der Moment, in dem aus dem Dienst Pflicht wird und aus der Liebe Erschöpfung.

Eine Frage an Jünger

„Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele einbüßt?“² Diese Frage gilt auch Menschen, die sich für das Reich Gottes einsetzen: Was nützt es, wenn du eine Gemeinde aufbaust und dabei deine Seele verlierst? Was nützt es, wenn du Menschen zur Ruhe einlädst und selbst nie dorthin kommst?

Das griechische Wort *psuche* bedeutet sowohl „Seele“ als auch „Leben“, und im Grunde ist es gleich: Wer sich verausgabt und die eigene Seele leer ausgehen lässt, der verliert sein Leben – nicht im Sinne eines gewaltsamen Todes um Jesu willen, sondern ganz leise: man ist noch da, aber nicht mehr wirklich anwesend.

Es sind ja immer wieder die gleichen Risikofaktoren: Man fühlt sich allein auf seinem Podest; man hat keinen, der nachfragt und mit dem man über seine Nöte sprechen könnte; es gibt keine festen Regeln, wer wofür geradestehen muss, und Fehler haben keine Konsequenzen; man will, kann, darf keine Schwäche zeigen; und man lässt die eigene Seele warten, bis das Dringende erledigt ist. Nur – dazu kommt es nie, es gibt immer etwas Neues, das dringend getan werden muss.

Risikofaktoren für Burn-out im Dienst

Für den „Brand in der Seele“ gibt es mehrere Faktoren:

- ♦ Lebenstempo – die intensive Beschleunigung des Alltags
- ♦ unverarbeitete Traumata – nicht verheilte Wunden kosten enorm Kraft und blockieren das Vorankommen.
- ♦ Isolation – wer sich abkapselt und über sich nicht reden will, bringt seine Seele in große Gefahr.
- ♦ Selbstherrlichkeit – im eigenen Kraftreservoir allein ist nie genügend Energie für den Dienst Gottes; das ist kein Makel, der Schöpfer wollte es so.
- ♦ unmögliche Anforderungen – strukturelle Überforderung (Unterbesetzung) in mehreren Dienstbereichen
- ♦ Es gibt kein Konzept, für die Seele zu sorgen – ungeachtet der Bereitstellung von „Seelsorge“; die dreht sich oft nur um die Bekehrung (Gerettet oder verloren?), dann sieht sie ihren Auftrag erfüllt. Doch das ist weder klug noch ist es biblisch.

Symptome der Seelen-Vernachlässigung und der Seelen-Gesundheit

Dass man die eigene Seele vernachlässigt, das zeigt sich in verändertem Denken, im Verhalten, in Beziehungen und im Verlust des Bewusstseins, dass Gott mit uns und für uns ist. Die Gesundheit der Seele hingegen gründet in der gegenwärtigen, ständigen Moment-Verbindung mit dem lebendigen Gott, unabhängig von der äußeren Lage: Paulus saß in der Todeszelle und schrieb über Freude. Auch in den schwierigsten Umständen ist es möglich, die Seele gesund zu erhalten; die Seele vernachlässigen kann man auch, wenn äußerlich alles bestens scheint.

Was Leiter stark macht: In ihrem Buch *Real Power* beschreibt Janet Hagberg Menschen, die andere aus der Tiefe führen; es sind nicht die Lautesten und auch nicht die im üblichen Sinn Effektivsten. Es sind Menschen, die sich selbst kennen – ihre Stärken, ihre Wunden, ihre blinden Flecken – und die eine stabile Mitte haben, unabhängig von allem äußeren Erfolg und Misserfolg. Sie können zugeben, dass sie etwas nicht wissen oder verstehen oder können, ohne sich dadurch klein und inkompetent zu fühlen. Diese Leiter

- haben Frieden, in Krisen ebenso wie in ruhigen Zeiten, und verfallen weder in autoritäres Verhalten noch ziehen sie sich zurück;
- können Gemeinschaft bieten und selbst in einer leben;
- entwickeln die Richtung nicht im Alleingang, sie hören auf andere und entscheiden nicht alles selbst;

- ♦ müssen nicht alles kontrollieren; sie können Macht abgeben, ohne zu befürchten, man könnte sie für unwichtig halten;
- ♦ leben in enger Verbindung mit Gott;
- ♦ lassen ihre Probleme nicht an anderen aus und flüchten sich nicht in Schuldzuweisungen;
- ♦ erleiden keinen Burn-out und sind nicht anfällig für Stress;
- ♦ sind aufrichtig, arbeiten gern mit anderen zusammen;
- ♦ nehmen sich Zeit zum Nachdenken und sind dankbar für konstruktive Kritik;
- ♦ haben Humor und gute Ideen;
- ♦ sind mutig – und vor allem:
- ♦ Sie lernen ein Leben lang.

Was sie gemeinsam haben? Sie alle haben gelernt, ihre Seele ernst zu nehmen – nicht im Sinne egoistischer Selbstverwirklichung, sondern aus geistlichem Verantwortungsbewusstsein heraus: Wer andere führt, muss sich führen lassen, von anderen und von Gott.

Zustand, Person, Plan – ein Werkzeug für den Alltag

In meiner Beratung habe ich ein Dreifach-Werkzeug entwickelt, ich habe es praktisch erprobt und es hat sich bewährt.

♦ Erstens: Der Zustand

Ganz ehrlich – wie steht es um mein Inneres? Nicht die Antwort, die ich jemandem geben würde, sondern die, die stimmt: Geht es mir wirklich gut? Oder fahre ich schon länger auf Reserve?

♦ Zweitens: Die Person

Wer ist für mich da? Wer kennt mich wirklich – nicht meine Rolle, nicht meine Erfolge, sondern mich? Wer darf mir unbequeme Fragen stellen? Viele Leiter sind überraschend einsam: Man kennt sie, aber keiner kennt sie wirklich.

♦ Drittens: Der Plan

Was tue ich konkret, damit die Seele genährt bleibt? Nicht theoretisch, nicht irgendwann – sondern diese Woche, in dieser Lebensphase, mit diesen Kapazitäten.

Das sind drei einfache Fragen – doch sie erfordern Ehrlichkeit; und viele Leiter haben das schon lange verlernt.

Fazit: Der Zustand der Seele entscheidet alles. Ist die Seele mit Christus in Verbindung, verändert sich auch der Dienst – nicht durch Anstrengung, sondern „es fließt wieder“.



Mindy Caliguire – Starke Worte

- ▶ **Der Dienst für Christus darf nie wichtiger sein als die Liebe zu ihm.** Sonst beginnt das Feuer zu verlöschen – in Werken wie in Einzelpersonen.
- ▶ **Burn-out im Dienst ist nicht Zeichen der Schwäche, sondern strukturell bedingt.** Erscheinungsformen: Burn-out (Erschöpfungsdepression), Flame-out (in Sünde fallen), Drop-out (innere Kündigung, stiller Rückzug).
- ▶ **Seelenpflege ist erstrangig – nicht, weil wir das so sagen, sondern weil sie wirklich sein muss.** Der Dienst ist zweit-rangig! Wenn wir das umkehren, verlieren wir beides.
- ▶ **In der Bibel sind „Seele“ und „Leben“ ein und das-selbe** (griechisch: *psyche*). Man kann vollständig erret-tet und dabei seelisch in einem schlechten Zustand sein.
- ▶ **Verbindung ist alles. Die Rebe trägt Frucht nur, wenn sie am Weinstock bleibt.** Stürme unterbrechen diese Verbin-dung nicht endgültig; die Seele kann sie wiederfinden.
- ▶ **Seelenpflege scheitert oft deshalb, weil man dafür keine Sicht dafür hat.** Oft wird nach der Bekehrung nicht mehr über den Zustand der Seele gesprochen – doch das ist weder klug noch ist es biblisch.
- ▶ **Wie es der Seele geht, strahlt aus auf alle Lebensberei-che.** Arbeit, Familie, Gemeinschaft, Gesundheit sind mit der Seele eng verknüpft; zerfällt die Seele, zerfallen sie mit.
- ▶ **Zweifel, Erschöpfung und Leere überwinden wir nicht durch mehr Anstrengung, sondern indem wir die Verbindung erneuern.** Jesus lädt uns ein, und zwar in dieser Reihenfolge: „Komm zu mir. Bleibe in mir. Folge mir nach.“
- ▶ **Das Gerüst für Seelenpflege ist schlicht und dreifach:** der Zustand, die Person, der Plan – Refle-xion, Gemeinschaft und Ruhezeiten.



Mindy Caliguire ist Gründerin von „Soul Care“ und Autorin mehrerer Bücher zur geistlichen Erneuerung von Führungspersön-lichkeiten. Sie begleitet Leitende und Leitungsteams in Nordamerika und international. Der Artikel beruht auf Caliguires Vortrag zum Thema „Ich würde lieber ausbrennen, als einzurosten“ am Willow-Creek-Leitungs-kongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht und redaktionell bearbeitet).

- 1 C. S. Lewis, *First and Second Things: Essays on Theology and Ethics*, edited by Walter Hooper, London: Collins Fount Paperbacks, 1985, S. 22; auf Deutsch: C. S. Lewis, *Ich erlaube mir zu denken. Essays zu zeitgemäßen und unzeitgemäßen Fragen* (Basel: Brunnen, 2013 [1982]).
- 2 Matthäus 16,26.

Nach einem Vortrag von Tod Bolsinger

Leiten heißt, eine Gemeinschaft von Menschen zu mobilisieren, dass sie sich verändern lässt, damit sie einen gemeinsamen Auftrag ausführen kann.“ Die ganze Bibel handelt davon, dass Gott einen Auftrag hat und ein Ziel; und Gott macht uns zu den Menschen, die die- sem Auftrag nicht nur gerecht werden wollen, sondern dies auch können.

„Tu nicht einfach etwas – stell dich erst mal hin“

Wenn Leiter in Schwierigkeiten sind, neigen sie dazu, immer wieder dasselbe zu wiederholen, auch wenn es nicht funk-tioniert. Diesem Reflex setzt Bolsinger entgegen: „Tu nicht ein-fach etwas. Stehe – stell dich erst mal hin!“ Gemeint ist: Ver-stehe die Lage, bevor du versuchst, das Problem zu lösen. Steh still und schau genau hin, was wirklich vor sich geht. Denn der größte Fehler beim Leiten ist, auf ein Symptom zu reagieren, ohne dass man die tiefere Ursache verstanden hat.

Die unbequemste Definition von Führung

In ihrem Werk über Führung in turbulenten Zeiten haben Ro-nald Heifetz und Marty Linsky eine Definition geprägt, die zu-nächst irritiert: „Führung bedeutet, Menschen zu enttäuschen in einem Tempo, das sie verkraften können.“ Der Satz klingt zynisch, aber er ist präzise formulierte Weisheit: Echte Füh-rung löst Probleme nicht technisch mit bekannten Mitteln; echte Führung hilft Menschen, sich zu verändern. Und Verän-derung ent-täuscht immer – weil sie verlangt loszulassen, was sich einst bewährt hat und uns vertraut erscheint.

Diese Unterscheidung ist wichtig: Technische Probleme sind kompliziert, aber lösbar; man braucht Wissen, Fach-leute, einen Plan. Haltungs- und Verhaltensprobleme („ad-aptive challenges“) sind anders; man kann sie nicht beheben, indem man bekannte Lösungen anwendet. Diese Art von Pro-blem erfordert Lernen, Experimentieren und die Bereitschaft, sich zu verändern.

Der häufigste Fehler von Leitern ist, Haltungs- und Verhal-ten-sprobleme zu behandeln, als wäre es ein technisches Pro-blem: Man ändert das Organigramm. Man bietet eine neue Schulung an, eine neue Maßnahme, man engagiert einen Be-rater ... und wundert sich, dass sich nichts tut.

Was Krisen ans Licht bringen

Die Corona-Zeit war kein Auslöser, sondern eine Zeit der Of-fenbarung; sie hat nicht neue Probleme geschaffen, sondern drei bereits vorhandene Probleme sichtbar gemacht:

- ◆ oberflächliche Nachfolge – viele Kirchenmitglieder hatten keine Wurzeln;
- ◆ Mangel an Gemeinschaft – als man sich nicht mehr treffen durfte, zeigte sich, wie dünn das Geflecht der Beziehungen war;

Das Kanu am Ufer lassen

Warum Leiter lernen müssen,
etwas loszulassen, das bisher funktioniert hat

◆ schwache und unflexible Leitung – viele Teams funktionierten zwar, aber sie wussten nicht, wie man durch extreme Unsicherheit führt.

Laut Edwin Friedman sind Kirchgemeinden chronisch angstgesteuert; wo aber Angst vorherrscht, reagiert der Mensch mit Rückzug, Schuldzuweisung, Festklammern am Vertrauten. Wer in solchen Systemen führt, muss vor allem eines können: sich nicht von der Angst anstecken lassen. Friedman nennt das „differenzierte Präsenz“ – ganz da sein, sich aber nicht mitreißen lassen.

Lewis, Clark und die Kanus am Missouri

Es war ein Meilenstein der amerikanischen Geschichte: Als 1804 Meriwether Lewis und William Clark zum Pazifik wollten, fuhren sie zunächst den Missouri hinauf; für diesen Abschnitt waren ihre Kanus das perfekte Verkehrsmittel – aber dann kamen sie zu den Rocky Mountains.

Die Kanus, mit denen sie den Fluss bezwungen hatten, halfen ihnen jetzt nicht mehr weiter; sie hätten sie gehindert. So ließen Lewis und Clark die Kanus zurück. Sie erkundigten sich bei den Shoshone, die diese Gegend seit Generationen kannten, erwarben Pferde – und setzten ihre Erkundungsreise fort. Die Vision blieb dieselbe: den Pazifik erreichen, einen Weg über den Kontinent finden; aber die Methode mussten sie radikal ändern.

Das ist die Grundfrage jeder Leiterschaft in Zeiten des Wandels: Was ist mein Kanu? Was hat bisher gut funktioniert, muss aber zurückgelassen werden, weil das Terrain sich verändert hat? Und wer sind die Shoshone – die Menschen, von denen ich lernen muss, auch wenn das bedeutet, meine eigene Erfahrung beiseite zu legen?

Die drei Tugenden des Abenteurers

Von Lewis und Clark können wir drei Tugenden lernen.

- ◆ **Erstens:** Lernbereitschaft. Lewis und Clark waren keine Amateure – sie waren gut ausgebildet und erfahren; aber ihnen war auch klar, dass ihr bisheriges Wissen an Grenzen stieß. Die Bereitschaft, sich in Neues einzuarbeiten, ist keine Schwäche, sondern Führungsstärke.
- ◆ **Zweitens:** Loslassen. Die Kanus liegen zu lassen, das tat weh. Über ein Jahr lang waren sie damit unterwegs gewesen; aber wer, falls erforderlich, das Vertraute nicht loslassen kann, der kommt nicht weiter. Vielen Gemeinden und deren Leitern halfen Strukturen, Programme und Gewohnheiten an, die nicht mehr trugen.
- ◆ **Drittens:** Resilienz. Der Weg über die Rocky Mountains war nicht geradlinig, er war unvorhersehbar und gefährlich. Mehrmals mussten Lewis und Clark umkehren, sich neu orientieren, mit Rückschlägen fertigwerden. Wer nur unter

Gemälde „Lewis und Clark am Unterlauf des Columbia“ von Charles Marion Russell (1864–1926). Aquarell auf einer Graphitzzeichnung



Idealbedingungen führen kann, der führt nicht wirklich. Resilienz wächst dann, wenn man gescheitert ist und damit fertigwerden muss. Scheitern ist noch lange nicht das Ende.

Die Frage an Leiter heute

Das Kanu-Gleichnis ermutigt uns in dreierlei Hinsicht.

- ♦ **Keine Angst vor dem Nicht-Wissen:** Ein Leiter ist nicht mehr der, der alle Antworten hat, sondern der, der die besten Fragen stellt.
- ♦ **Suchen Sie nach dem Neuen, das Gott tut:** Gott ist bereits im Gebirge – also gehen Sie weiter und lassen Sie Ihr Kanu Kanu sein.
- ♦ **Investieren Sie in Menschen, nicht nur in Programme:** Programme sind wie Kanus – eine Weile sind sie nützlich; aber Leute mit einem Abenteuererherz bezwingen das Gebirge.

Ist die Vision nicht größer als die Methode? Lewis und Clark haben deshalb nicht kehrtgemacht, weil ihnen die Vision wichtiger war als die Methode: Sie wollten zum Pazifik! Die entscheidende Frage lautet: „Was ist Ihre Vision? Wollen Sie Kanu-Experte sein – oder wollen Sie, dass Menschen Jesus Christus begegnen?“ Wer das Zweite will, der findet den Weg übers Gebirge: Er zieht die Wanderschuhe an, klettert los und tut allerhand, was er sich zuvor nie zugetraut hätte.

Die Zukunft erkunden

Gott ist schon im Gebirge – und wir sollen auch dorthin kommen. Die Gemeinde Jesu ist nicht berufen, die Gegenwart zu verwalten; sie ist berufen, die Zukunft zu erkunden, zu der Gott sie ruft. Dazu braucht man keine Einzelkämpfer, die heldenhaft gegen den Strom schwimmen; man braucht Teams, die gemeinsam lernen, deren Mitglieder einander brauchen und die bereit sind, das Kanu am Ufer liegen zu lassen.

Was bleibt, ist die Vision – nicht die Strukturen, nicht die Methoden, nicht die Programme, die einmal gut funktionierten. Es bleibt die Vision vom Reich Gottes, das sich ausbreitet, die Überzeugung, dass Jesus bereits vorausgegangen ist, und die Bereitschaft, ihm dorthin zu folgen – auch wenn das bedeutet, viel Vertrautes zurückzulassen. 

Ein außergewöhnlicher Reisebericht an die Wurzeln des christlichen Glaubens: Die Apostelgeschichte heute erleben
www.edition-pji.com



Tod Bolsinger: Starke Worte

- **Leitung bedeutet, zu enttäuschen in verträglicher Dosis.** Wer gut leitet, führt Menschen zur Veränderung – und das ruft erst einmal Widerstand hervor. „Der erste Tag im Leitungs-Amt ist der letzte, an dem alle mit dir zufrieden sind.“
- **„Tu nicht einfach etwas – stell dich erst mal hin.“** Der wichtigste Reflex in der Krise ist nicht Aktionismus, sondern die Fähigkeit, stillzustehen, die Veränderung zu verstehen und erst dann zu handeln.
- **Krisen offenbaren, sie verursachen nicht.** Was in der Krise sichtbar wird, war bereits da. Die Corona-Zeit hat den Mangel an Jüngerschaft, Gemeinschaft und Leitungsstärke nicht verursacht, sondern aufgedeckt.
- **Festgefahrene Systeme kommen nicht in Bewegung durch größere Anstrengung.** Sie brauchen ein Abenteuererherz: Lernbereitschaft, Loslassen und Resilienz.
- **Die Kanus funktionieren nicht mehr.** Die Methoden, dank derer Gemeinden jahrzehntelang gewachsen sind, passen nicht mehr zur Realität. Das ist keine Niederlage, sondern lädt ein zur Veränderung.
- **„Methode“ und „Auftrag“ sind zweierlei.** Wer seine Methoden für unantastbar hält, verrät möglicherweise seinen Auftrag. Die Bereitschaft, das Kanu zurückzulassen, ist kein Verrat – sie ist Treue zur Vision.
- **Gott ist bereits im Gebirge.** Während viele Leiter noch jammern, hat Gott das neue Gelände längst erschlossen. Leitung bedeutet: dorthin aufzubrechen, wo Gott schon ist.
- **Die Vision muss größer sein als die Methode.** Lewis und Clark kehrten nicht um, denn ihr Ziel (der Pazifik) war wichtiger als ihr Mittel (das Kanu). Solange die Vision lebendig ist, findet sich ein Weg.



Tod Bolsinger (USA) ist Autor, Theologe und gilt als Experte für „Adaptive Leadership“. In „Canoeing the Mountains“ (Mit dem Kanu ins Gebirge) schreibt er über Führung in Zeiten der Veränderung. Er begleitet kirchliche Leitungsteams und Institutionen durch Zeiten der Veränderung. Der Artikel beruht auf Bolsingers Vortrag zum Thema „Verwurzt leiten in unbekanntem Terrain“ am Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

Foto: © Kongress 2026 © WillowCreekDeutschland-HE-1606





„Kompliziert“ oder „komplex“?

Führung heißt auch: Loslassen können.
Wie sollen wir Zusammenarbeit in
einer komplexen Welt neu denken?

Foto: © Pavel Danilyuk - pixelart.com, mit KI bearbeitet

Nach einem Vortrag von André Häusling

Anhaltende Erschöpfung. Eine Krise nach der anderen, ohne Verschnaufpause. Orientierungslosigkeit: Man weiß nicht mehr, wo anfangen. Kapazitäts-Engpass: weniger Ressourcen, zu viele dringende Themen, Wettbewerb um Menschen und Geld. „Wir brauchen neue Denkweisen, weil die Denkmuster aus der komplizierten Welt in der komplexen Welt nicht mehr funktionieren.“

„Kompliziert“ oder „komplex“: Der Unterschied

„Hätte ich zwanzig Gemeindeberater kommen lassen und endlose Analysen gemacht, am Ende wäre alles ergebnislos geblieben – denn es ist komplex.“ André Häusling benennt den Grundfehler, den beobachtet er in der Wirtschaft wie in Kirchgemeinden gleichermaßen: das Anlegen von Werkzeugen aus der komplizierten Welt an Probleme der komplexen Welt.

Komplizierte Probleme haben vorhersehbare Lösungen – man muss sie nur finden: Eine Uhr ist kompliziert; wer sich auskennt, der kann sie reparieren. Komplexe Probleme dagegen sind prinzipiell unberechenbar; ihre Lösung lässt sich

nicht vorhersehen. Man muss ausprobieren, lernen, reagieren.

Das klingt nach Chaos; doch Komplexität ist kein Chaos. Wir müssen nicht die Kontrolle aufgeben; aber wir müssen verstehen, dass in bestimmten Situationen bisherige Arten von Kontrolle nicht mehr greifen. Der Fünfjahresplan zur „zukunfts-fähigen Gemeinde“ ist in dieser Welt schlicht das falsche Werkzeug – nicht, weil Planung verkehrt wäre; aber die Überzeugung, man könnte die Zukunft präzise vorausplanen, die ist eine Illusion.

Denken verändern – Spannung aushalten, Visionen wagen

Komplexität fordert, das griechisch-humanistische Denken hinter sich zu lassen, also überzugehen vom Entweder-oder zum hebräischen Sowohl-als-auch.

Drei klassische Spannungsfelder:

- ◆ **Stabilität vs. Agilität:** „Nur stabil“ bedeutet Unbeweglichkeit, „nur agil“ Instabilität. Wir brauchen beides und zwar im Gleichgewicht.
- ◆ **Kurzfristig vs. langfristig:** Wer nur auf Sofortlösungen setzt, verliert die Zukunft; wer nur langfristig denkt, löst die heutigen Probleme nicht.

- ◆ **Autonomie vs. Kontrolle:** Zu viel Kontrolle lähmt, zu viel Autonomie führt zur Orientierungslosigkeit.

Die richtige Position des „Schiebereglers“ liegt immer irgendwo dazwischen. Eine Kernkompetenz für Leitende in komplexen Zeiten ist, das Sowohl-als-auch aushalten zu können und diesen Zustand nicht vorschnell auflösen zu wollen.

Wenn Roadmaps und Fahrpläne wegfallen – was bleibt? Prinzipien statt Regeln. Und vor allem: Visionen, die Menschen wirklich bewegen. „Was wir brauchen, sind Visionen, die so attraktiv sind, dass die Leute wieder Lust haben, morgens dafür aufzustehen.“ Viele Gemeindevisionen, beobachtet Häusling, sind erschreckend öde: Für diese Perspektiven hat man morgens keinen Ansporn, aufzustehen; man befürchtet, enttäuscht zu werden. Gerade jetzt brauchen Menschen visionäre Leiterschaft, die mutig träumt. Martin Luther King hat nicht gesagt: „Ich habe einen Plan“; er rief: „Ich habe einen Traum.“¹

Vom Einzelkämpfer zum Team

Leitung muss anders gedacht und wohl auch anders organisiert werden. Die Pyramide, in der *ein* Mensch für alles Verantwortung trägt und alles können muss, diese Führungspyramide ist schlicht nicht mehr zeitgemäß. Komplexität ist zu umfassend, als dass eine Einzelperson sie vollständig überblicken könnte.

Stattdessen braucht es eine Rollenverteilung – die Last wird auf viele Schultern verteilt und jeder trägt nach seiner Stärke: die kaufmännische Leitung, die geistliche Leitung, die Leitung der Verwaltung liegt jeweils bei den Menschen, die genau dafür brennen und natürlich die Kompetenz mitbringen. „Wir suchen immer noch die eierlegende Wollmilchsau und wundern uns, dass wir sie nicht finden.“ Machtkonzentration in einer einzigen Person verhindert, dass andere befähigt werden, und macht das System anfällig. Professionalisierung ist gefragt: Wer eine klar definierte Aufgabe hat, ist darin wahrscheinlich deutlich besser.

Charlotte und das Fahrrad – Loslassen als Führungsaufgabe

Häusling erzählt aus dem Familienalltag als Bild für das Kernproblem vieler Leiter: Er bringt seiner Tochter Charlotte das Fahrradfahren bei. Irgendwann kommt die Frage: „Wann lasse ich los?“ Man kann sich zweierlei Extreme vorstellen: Der eine lässt Charlotte einfach fallen – und sagt aufmunternd: „Du bekommst das schon hin.“ Das ist nicht Mut, sondern Bequemlichkeit. Der andere hält Charlotte so lange fest, bis er einen Bandscheibenvorfall hat. Er kann es eben am besten – er lässt nie los.

Gibt es den Mittelweg: heimlich loslassen, ohne dass Charlotte es merkt? Was passiert? Sie schreit: „Papa, halt mich fest!“ Und er hält sie wieder. „Kennt ihr das – als Leiter gebraucht zu werden? Es ist herrlich. Aber so befähigen wir keinen.“ Die Erkenntnis: Loslassen gelingt erst, wenn man dem anderen wirklich zutraut, dass er es hinbekommt; also: In Kompetenz investieren, dann loslassen.

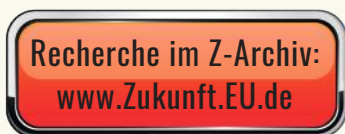
So gewinnt Charlotte nach und nach Zutrauen in ihre Fähigkeiten – und Häusling traut seiner Tochter zu, dass sie Fahrrad fahren kann. Irgendwann ruft sie nicht mehr: „Halt mich fest!“, sondern: „Jetzt lass los!“

Wertschätzung und Retrospektive – zwei unterschätzte Werkzeuge

Auf einer Skala von null bis zehn – wie viel Wertschätzung bekommst du momentan für deinen Dienst? Die meisten antworten mit fünf oder darunter. Die Gegenfrage: Hast du deine Mitarbeitenden mal gefragt, was sie als Wertschätzung wahrnehmen? Eine Kollegin sagte: „Wenn ich das Gefühl habe, dass du mir mit voller Aufmerksamkeit zuhörst“, und ein Kollege: „Wenn du mich vor wichtigen Entscheidungen um Rat fragst.“ Zwei völlig verschiedene Antworten – beide konkret, beide umsetzbar, beide kostenneutral. „Wertschätzung kostet nichts. Wir können sie ohne Ende austeilen.“

Eine neue Dimension der Zusammenarbeit

Als konkretes Werkzeug für bessere Zusammenarbeit empfiehlt Häusling die Retrospektive: ein regelmäßiges Teamtreffen mit zwei Fragen: „Was läuft wirklich gut und wie feiern wir das?“, und: „Was läuft nicht gut – und welche zwei Punkte verändern wir deshalb konkret?“ Eine bis anderthalb Stunden im Monat, vielleicht auch nur im Quartal: nicht siebzehn Maßnahmen, sondern zwei – umsetzbar, überprüfbar, konkret. „Und – allein schafft ihr es nicht, nur als Team.“ Dann der Schlusssatz, ohne Hintertür: „Wasch mich, aber mach mich nicht nass – das funktioniert nicht mehr. Veränderung fängt bei dir an.“



Gebraucht werden Pioniere, die Entscheidungen treffen, auch wenn es unbequem ist. Die Orientierung geben, auch wenn der Weg noch nebulös ist. Die tief im Glauben verwurzelt sind und gleichzeitig in der Lage, sich neue Denkweisen anzueignen. Das Ziel: Kirchen und Gemeinden zu sein, die wieder Kraftquellen und Oasen sind – gerade in stürmischen Zeiten. 

André Häusling: Starke Worte

- **Wir wenden komplizierte Werkzeuge an in einer komplexen Welt – das ist das Problem.** In der Komplexität hilft kein „Fahrplan“, sondern nur: ausprobieren, erkennen, reagieren.
- **Spannungsfelder müssen ausgehalten werden, nicht aufgelöst.** Stabilität und Agilität, Kurzfrist und Langfrist, Autonomie und Kontrolle – das Leben im Sowohl-als-auch ist die Grundkompetenz hebräischen Denkens.
- **Visionen, die mitreißen, sind wichtiger als Regelwerke.** Martin Luther King hatte keinen Plan – er hatte einen Traum. Das Leiter-Team muss wieder träumen lernen und diese Träume vermitteln.
- **Leitung muss auf starke Teams verteilt werden.** Die eierlegende Wollmilchsau ist ein Auslaufmodell. Stärkenbasierte Führungsrollen im Team machen Gemeinden stabiler und handlungsfähiger.
- **Befähigung ist ein beidseitiger Prozess.** Loslassen gelingt, wenn das Vertrauen in die Kompetenz anderer gewachsen ist. Eigenverantwortung muss gelernt werden – von beiden Seiten.
- **Wertschätzung kostet nichts und bewirkt viel.** Aber sie muss individuell sein: Frag dein Gegenüber, was es als Wertschätzung wahrnimmt.
- **Retrospektive ist das einfachste Werkzeug für kontinuierliche Entwicklung.** Zwei Fragen, 90 Minuten, zwei Maßnahmen – einmal im Monat oder im Quartal. Veränderung der Gemeinde von innen, Schritt für Schritt.
- **Veränderung fängt bei dir an – nicht im (kollektiven) Konjunktiv „man müsste“.** Wegducken ist vorbei. Gebraucht werden Pioniere, die im Glauben verwurzelt sind und den Mut haben, voranzugehen.

André Häusling ist Berater und Autor mit Schwerpunkt auf agiler Organisations- und Führungsentwicklung. Er ist Gründer von HR Pioneers und berät Unternehmen und Kirchgemeinden im Kulturwandel. Der Artikel beruht auf Häuslings Vortrag zum Thema „Verwurzelt in neuem Denken“ am Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

1 Der Herausgeber der Z-kompakt hat auch einen Traum – Seite 56.

Was Gemeinden aufblühen lässt

Sozial-
wissenschaft
und Theologie
im Gespräch

Foto: © Agentur Pili UG, KI-generiert

Nach einem Vortrag
von Maïke Ritzer und Patrick Todjeras

Ritzer formuliert es pointiert: „Manchmal ist der erste Schritt ins gelingende Leben nicht ‚noch mehr schaffen‘, sondern ‚jemanden an sich heranlassen‘.“ Theologisch ausgedrückt: „Wer hält mich, wenn ich nicht mehr glänze? Wer liebt mich so, dass ich immer wieder aufstehen kann?“

Was die Glücksforschung über Gemeinden sagt

Die „Harvard Study of Adult Development“ ist die längste Querschnittsstudie über menschliches Wohlbefinden: über achtzig Jahre lang, mehrere Generationen hindurch. Daraus ergeben sich die „Big Five“ des menschlichen Glücks – Geld, Arbeit, Lebensalter, Genetik, Glaube.

- 1. Geld:** macht glücklich, aber nur bis zur Deckung der Grundbedürfnisse; danach gilt das Gesetz des abnehmenden Ertragszuwachses. Theologisch formuliert: „Geld ist ein guter Diener, aber ein miserabler Messias.“
- 2. Arbeit:** Der Unterschied zwischen notwendigem Übel und gelebter Berufung ist erheblich. Wer in seiner Arbeit Sinn findet, lebt deutlich zufriedener.
- 3. Lebensalter:** Die Zufriedenheit folgt einer U-Kurve. Jüngere und Ältere sind im Schnitt glücklicher; die mittleren Jahre bis ca. 50 sind das Tal – die Phase, in der man gleichzeitig

Eltern und Kind sein soll, Leistungsträger, Partner und Sinn-sucher. Beunruhigend: In westlichen Ländern werden die jüngeren Kohorten immer unglücklicher.

- 4. Genetik und Veränderlichkeit:** Rund 50 % des Glücksempfindens sind genetisch bedingt, nur 10 % hängen von den Lebensumständen ab. Der überraschend große Rest – ca. 40 % – kann durch das eigene Verhalten gezielt gesteuert werden. Nicht als Selbstoptimierung, sondern als Weg ins Leben.
- 5. Glaube:** Laut vielen Studien sind gläubige Menschen glücklicher, besonders, was Lebenssinn, Zufriedenheit und innere Orientierung angeht. Wo Menschen regelmäßig erfahren, dass sie mehr wert sind als das, was sie leisten, und wo das in Gemeinschaft erlebt wird, wächst etwas Unverkäufliches: Trost, Hoffnung, Zugehörigkeit – und Glück.

Das Ergebnis: betörend einfach

Das wichtigste Ergebnis ist also *deceptively simple* – „betörend einfach“: Was Menschen aufblühen lässt, sind Beziehungen. Nicht Einkommen, nicht Status, nicht Gesundheit allein. Beziehungsqualität ist der stärkste Einzelfaktor für ein gelingendes Leben. Maïke Ritzer und Patrick Todjeras übertragen diese Forschungsperspektive auf Gemeinden und fragen: Was lässt Gemeinden aufblühen?

Wertspeicher seit über 4000 Jahren.



S-Deposito⁺

Mit dem S-Deposito investieren Sie in hochreines zertifiziertes Silbergranulat, das bis zum letzten Gramm Ihnen als Anleger gehört. Verwahrt wird das Silber mit täglicher Verfügbarkeit und vollständig versichert im Schweizer Zollfreilager.

Jetzt Beratungstermin vereinbaren und bei Eröffnung eines Depositos mit Code "KP26" 1 Feinunze Silber geschenkt bekommen.

Gültig bis 31.07.26



Ihr Wertmetallexperte Tobias Böttger

✓ 1000+ Familien beraten

wertmetallxperte.de • 0341 9919 0077 • info@wertmetallxperte.de

Dazu interessant, der Artikel auf Seite 52: Nero, Erfinder der Inflation

Dabei verbinden sie empirische Sozialwissenschaft mit theologischer Reflexion. Die Antwort setzt dem verbreiteten Mangelempfinden – weniger Mitglieder, schrumpfendes Budget, Wahrnehmungsverlust – ein anderes Bild entgegen:

Es gibt blühende Gemeinden mitten in der religiös-säkularen Konkurrenz – erkennbar an Signalen, die nicht ins Mangelempfinden passen: In einer pfarrerlosen Landgemeinde leiten die Ältesten fröhlich den Gottesdienst. Eine Gemeinde verkauft ihr Kirchengebäude, um ganz für Menschen da zu sein. Eine Geflüchtetenkirche bietet nicht Veranstaltungen, sondern Heilungsgebet, Rechtsberatung und Sprachkurse.

Mitten in diesem Wandel gibt es blühende Gemeinden, auch im deutschsprachigen Raum. Aufblühen heißt nach ihrer Definition: Leben wird sichtbar.

Das Mangelgefühl und seine Grenzen

Wer in der Volkskirche arbeitet, kennt die Zahlen, und die haben nur eine Richtung. Natürlich formt das, was man täglich hört, die Wahrnehmung; aber Ritzer und Todjeras zeigen: Das Mangelgefühl ist nicht die ganze Wirklichkeit. Es ist lediglich eine Perspektive – und sie macht blind für das, was funktioniert.

Sie zitieren Luther: Das, was zum Wesen von Kirche gehört – Wort und Wasser, Brot und Wein –, das bleibt. Alles andere ist *adiaphora*, nicht lebensnotwendig: nicht überflüssig, aber auch nicht wesensbestimmend. Diese Unterscheidung gibt Freiheit; sie ermöglicht es, loszulassen, was nicht mehr trägt,

ohne das Zentrum zu verlieren; und sie ermöglicht es, zu fragen: Wo wächst hier tatsächlich etwas? Wo ist Leben sichtbar?

Dabei warnen Ritzer und Todjeras vor zwei Extremen: vor einer Theologie, in der Vitalität und Zahlen zum Glaubensbeweis werden – und vor der Theologie des gepflegten Stillstands, die ängstlich jeden Erneuerungsversuch abwehrt. Biblische Hoffnung dagegen ist risikobereit, tapfer und entspannt, Fehler zu machen ist erlaubt.

Sechs Felder des Aufblühens

Aus ihrer Piloterhebung in Gemeinden in Deutschland, Österreich und der Schweiz erkennen Ritzer und Todjeras sechs empirisch messbare Felder, an denen Aufblühen erkennbar wird:

- 1. Wenn Menschen blühen, blüht die Gemeinschaft mit.** Gemeinde ist kein Topf, in den hineingezwängt wird, sondern ein Garten, in dem Menschen wachsen dürfen. Wenn Einzelne reifen und Mut fassen, verändert sich das Ganze.
- 2. Beziehungen werden gut, nicht perfekt.** Wichtiger als Programme sind Respekt und Zugehörigkeitsgefühl. Konflikte werden nicht mit frommem Lächeln unter den Teppich gebetet, sondern fair und zeitnah geklärt.
- 3. Leitung dient,** statt zu dominieren oder aber ins Unmerkliche zu verschwinden. Gute Leiter bringen vor allem Charakter mit: Klarheit ohne Härte, Wärme ohne Kitsch, Mut ohne Größenwahn. Sie machen Teams groß, nicht sich selbst unersetzlich.
- 4. Strukturen helfen, statt nur zu beschäftigen.** Schlechte Strukturen erzeugen nicht Ordnung, sondern ermüden. Gute

Strukturen schaffen die Freiheit, Überlebtes loszulassen und Neues aufzubauen.

5. Menschen sind gern da – und Neue finden hinein. Willkommenskultur bedeutet: Namen lernen, Wege erklären, Anschluss ermöglichen.

6. Die Gemeinschaft hat einen Zweck, der größer ist als sie selbst. Mission ist nicht das Sahnehäubchen für besonders Engagierte, sondern der Grund, warum diese Gemeinschaft mehr ist als ein religiöser Stammtisch.

Keines dieser Kriterien genügt für sich selbst – und auch Größe ist kein Garant: Kleine Gemeinden können in allen sechs Feldern stark sein; große können in mehreren Feldern schwach sein.

Die Erhebung ist eine Piloterhebung – die Forscherin betont ausdrücklich, die Befunde seien vorläufig –; doch hat das Modell bereits in der praktischen Arbeit geholfen: Es verschiebt den Blick vom Defizit zur Ressource, vom Was-fehlt zum Was-ist-da.

Vier Beziehungen, die Gemeinde lebendig machen

Theologisch stützen Ritzer und Todjeras ihr Modell mit drei Beziehungsachsen: **nach oben** die Gottesbeziehung, die alles trägt; **nach innen** die Gemeinschaft der Glaubenden; **nach außen** einmal die Sendung in die Welt und in den Sozialraum und andererseits die Sendung zu anderen Kirchgemeinden: Netzwerk, Solidarität, voneinander lernen.

Dabei klingt Dietrich Bonhoeffers Warnung mit: Wer eine Gemeinde nach seinem Wunschbild sucht, der schadet ihr; doch wer sie so annimmt, wie sie ist, und trotzdem für ihre Verwandlung betet und mitarbeitet, trägt zu ihrer Entwicklung bei. Die Wunschgemeinschaft ist eine Gefahr – Bonhoeffer bezeichnete sie als „Sündenfalle“ –, denn sie kann Leute gegeneinander aufbringen, die eigentlich zusammengehören.

Aufblühen geschieht, wenn alle Beziehungsachsen gepflegt werden – wenn die vertikale Dimension nicht auf Kosten der horizontalen geht; wenn nach innen investiert wird, ohne nach außen blind zu werden; wenn die Kooperation mit anderen Gemeinden als Stärke gilt und nicht als Bedrohung der eigenen Identität.

Das Boot im Sturm

Ritzer und Todjeras schließen mit dem biblischen Bild für Gemeinden in der Krise: das Boot im Sturm. Die Jünger rudern. Das Wasser schlägt ins Boot. Und Jesus – er schläft! Das Bild fasst etwas zusammen, das sich nicht in Strategiepapieren ausdrücken lässt: Die Gemeinde ist in ihrem Sturm nicht allein. Nicht weil der Sturm aufgehört hätte, sondern weil Jesus im Boot ist.

Aufblühen in diesem Sinn ist keine Erfolgsgeschichte. Es ist eine Haltung der Verwurzelung in dem, was trägt, auch wenn vieles wackelt. Und vielleicht ist das das eigentliche Geheimnis blühender Gemeinden: nicht, dass sie keine Probleme hät-

ten; aber es hilft, wenn sie wissen, dass sie im richtigen Boot sitzen – in dem, auch Jesus ist. Mehr Glück, sagen sie, gibt es auf Erden nicht. 

Maike Ritzer & Patrick Todjeras: Starke Worte

- ▶ **Das Anna-Karenina-Prinzip gilt auch für Gemeinden:** Aufblühen kann etwas, wenn viele Faktoren zusammenkommen; zum Scheitern reicht einer. Zum Blühen braucht es ein stimmiges Ganzes.
- ▶ **Die Hauptzutat für ein glückliches Leben sind Beziehungen** – nicht Geld, Karriere oder Status. Das gilt für Menschen wie für Gemeinschaften: Damit steht oder fällt alles.
- ▶ **Gelebter Glaube macht nachweislich glücklicher.** Wer regelmäßig betet, Gottesdienst feiert und Gott im Alltag erlebt, das belegen internationale Studien, hat ein höheres Wohlbefinden, mehr Sinn im Leben und bessere Beziehungen.
- ▶ **Blühen ist nicht Wachstum – Blühen ist sichtbares Leben.** Eine Gemeinde mit vierzig Leuten kann blühen; eine mit vierhundert kann müde und tot sein. Für Qualität ist Größe kein Kriterium.
- ▶ **Das Mangelgefühl ist nur das halbe Bild.** Es gibt Gemeinden, die mitten in der Krise aufblühen – oft gerade dort, wo das Leben am schwierigsten ist.
- ▶ **Unverzichtbar ist nur ganz wenig: Wort und Wasser, Brot und Wein.** Alles andere – Gebäude, Liturgieform, Pfarrstellen – sind *adiaphora*, zweitrangig. Konsequenz: Mutig ändern, was seinen Zweck nicht mehr erfüllt; niemals aber die Gemeinschaft selbst aufgeben.
- ▶ **Leitung dient – durch Charakter, nicht durch Position.** Gute Leitende machen ihre Teams groß und sich selbst nicht unersetzlich. Sie halten den Raum offen, Konflikte klären sie schnell und fair.
- ▶ **Wenn Jesus im Boot ist.** Das ist die Grundlage aller Hoffnung: nicht schönes Wetter, nicht, dass Stürme ausbleiben, sondern die unerschütterliche Gewissheit: Er lässt uns nicht untergehen.



Maike Ritzer und Patrick Todjeras forschen und lehren im Bereich empirische Theologie und Gemeindeentwicklung im deutschsprachigen Raum. Der Artikel beruht auf Ritzers und Todjeras Vortrag zum Thema „Verwurzelt im guten Leben – Wie glücklich macht der Glaube?“ beim Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

Verwurzelt fliegen

Was es braucht, damit die Botschaft von Jesus als Gute Nachricht wieder zum Leuchten kommt



Foto: © Kongress 2026 ©WillowCrestDeutschland-RS-04421

Nach einem Vortrag von Julia Garschagen

Drei Diagnosen und ein Kaiser als Zeuge

Kaiser Julian, der letzte heidnische Herrscher Roms, versuchte im vierten Jahrhundert den Götterkult wiederzubeleben; aber das war nicht so einfach. In einem Brief beschwerte er sich: Die Christen kümmern sich nicht nur um ihre eigenen Armen, sie sorgen auch für die Armen, die nicht zu ihnen gehören. Das war keine Lobesrede, es war die Klage eines Herrschers. Julian konnte es nicht leugnen: Diese Leute lebten aus einer Wahrheit heraus, die ihnen Wurzeln und Flügel gab – und diese Wahrheit zog auch andere an. Jahrhunderte später stellt Julia Garschagen drei Diagnosen:

1. Emotionale Irrelevanz. Ein Freund sagt ihr, er habe eine tolle Familie, einen guten Job, erfüllende Hobbys. Der Sinn des Lebens wäre nach dem Usus unserer Gesellschaft also gegeben: Der Sinn des Lebens ist, glücklich zu sein – Gott wirkt dabei bestenfalls als überflüssig, häufig sogar als hinderlich.

2. Intellektuelle Naivität. An der Uni Darmstadt diskutiert Garschagen drei Stunden lang mit einem Physikstudenten über Gott. Als sie gesteht, dass sie tatsächlich an die Auferstehung glaubt, schaut er sie an: „Krass – ich dachte gerade, dass du einigermaßen intelligent bist.“ Die Überzeugung, Naturwissenschaft und Glaube schlossen einander aus, ist weit verbreitet.

3. Moralische Fragwürdigkeit. Die Kirche gilt vielen als heuchlerisch, arrogant, machtmisbrauchend, frauenfeindlich, homophob. Was als Gute Nachricht gedacht ist, klingt für viele wie eine schlechte.

Demut als Türöffner und die Frage hinter der Frage

Petrus schrieb: „Seid jederzeit bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der euch auffordert, Auskunft über die Hoffnung zu geben, die euch erfüllt. Aber tut es freundlich und mit dem gebotenen Respekt.“¹

Garschagen unterstreicht zwei Tugenden: Mut verleiht Flügel, Demut erdet. Damit die Gute Nachricht wieder vermittelbar wird, braucht es beides.

Demut ist vielleicht die christliche Tugend schlechthin; wenn Jesus sagt: „Ich bin die Wahrheit“, dann bedeutet das: Ich, Julia, bin es nicht. „Meine Wahrheit ist immer vorläufig – weil Jesus mir immer mehrere Schritte voraus ist.“ Das Wort „arrogant“ kommt vom lateinischen *arrogare*: „nicht fragen“. Demut heißt also: Fragen zulassen, zum Beispiel: Was hält mir die Kritik des anderen als Spiegel vor? Wo muss ich mich entschuldigen?

An der Universität Leipzig fragt eine Studentin: Warum schließen Christen Menschen mit anderer sexueller Orientierung aus? Garschagen sagt: „Wenn das deine Erfahrung ist – und ich weiß, dass es die Erfahrung sehr vieler ist –, dann tut mir das sehr leid. Ich entschuldige mich im Namen dieser Christen.“ So etwas hatte die Studentin bis dahin noch nie gehört. Eine Tür öffnete sich.

Demut bedeutet für Garschagen auch: die Frage hinter der Frage suchen, die Sehnsucht hinter der Meinung erkennen – auch wo man selbst anders denkt. Beim Thema Abtreibung: Wer dafür ist, sehnt sich nach Freiheit und Würde der Frau; wer dagegen ist, fragt nach der Würde des Lebens von Anfang an. Wenn man lernt, diese Sehnsüchte zu sehen, statt die Fronten zu bedienen, dann öffnet sich ein Raum für echte Gespräche.

Inspirierende Schönheit – Gerechtigkeit und Gnade gehören zusammen

An der Universität Leiden lernt Garschagen Mohammed kennen, einen Studenten aus Pakistan. Sieben Stunden reden sie über Jesus. Am Ende hat er Tränen in den Augen: „Das ist das Schönste, was ich je gehört habe.“ Ihn fasziniert, mit welcher Klarheit Jesus für Gerechtigkeit einsteht und den Mächtigen die Stirn bietet – und wie er gleichzeitig seinen Mitmenschen mit großzügiger Liebe begegnet, ihnen vergibt und bis zum letzten Atemzug seine Feinde liebt.

Diese Kombination ist selten. Gerechtigkeit ohne Gnade macht hart und trägt zur Polarisierung bei, Gnade ohne Gerechtigkeit bagatellisiert das Unrecht. Als Beleg nennt Garschagen eine christliche Zeitschrift, die nach einem knappen Bericht zum Machtmissbrauch eines Leiters über denselben Mann eine zweiseitige Lobeshymne veröffentlicht hat. Ihr Kommentar: „Hoffentlich haben Leiter, die Menschen missbraucht haben, Angst davor, was über sie gesagt wird.“ Jesus zeigt den dritten Weg: Ungerechtigkeit muss ans Licht und benannt, Opfer ins Recht gesetzt, Täter zurechtgebracht werden – damit aus dem Verkrümmten wieder Gerades werden kann.

Ihr Kollege Hassan in Nigeria lebt das konkret: Nach dem Brandanschlag auf seine Kirche durch Boko Haram finanziert seine Gemeinde heute rund sechzig muslimischen Kindern das Schulgeld. Eines Tages kommt der Imam zu ihm und berichtet eilig: „Wir haben einen Attentäter aufgehalten. Wir kennen euch. Wir schützen euch.“ Die, vor denen man Angst hatte, sind zu jenen geworden, die sie nun schützen – dank Feindesliebe, Gnade und Gerechtigkeit, wie Jesus es vorgelebt hat.

Wahrhaftige Wahrheit – Apologetik als Seelsorge des Denkens

Wenn Jesus die Wahrheit ist, hält er jeder Anfrage stand. Dann sind Zweifler herzlich willkommen. „Unser Glaube ist nicht verwurzelt in Fake-News, sondern in gut begründetem Vertrauen.“ Apolo-

getik – nicht als verbissene Verteidigung des Glaubens, sondern als Seelsorge des Denkens: Denkblockaden und Missverständnisse werden aus dem Weg geräumt. Nach dem Vortrag einer Kollegin sagt eine Studentin: „Ich dachte immer, ich könnte keine Christin werden, weil ich dann gegen Frauenrechte sein müsste. Aber jetzt merke ich: Jesus war Vorreiter der Frauenrechte.“

Die Frage nach Wahrheit und Macht ist dabei brennend: Wenn es keine objektive Wahrheit gibt und jeder die Sicht des anderen als „alternative Fakten“ hinstellen kann, dann setzen sich die Lauten und Reichen durch – auf Kosten der Leisen und Benachteiligten. Gleichzeitig gilt: Wahrheitsanspruch geht oft einher mit Machtanspruch. Auch hier zeigt Jesus einen dritten Weg: „Ich bin die Wahrheit“ kann übersetzt werden mit „Ich bin wahrhaftig“. Eine Wahrheit, die sich die Schürze umbindet und die Füße wäscht, Wahrheit in Ohnmacht: darin liegt Vollmacht.

Brest – Wo die Geschichte die Botschaft bezeugt

Mohammed aus Leiden – der Student mit den Tränen in den Augen – taucht Jahre später wieder auf; auf einer Konferenz in Prag hört Garschagen: Gestern stand ein Mohammed auf der Bühne, aus Pakistan, promoviert in Leiden. Er hat sich taufen lassen, weil Jesus sein Leben verändert und seine Verletzungen geheilt hat.

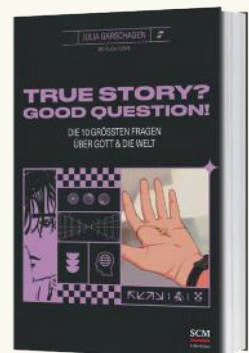
Den stärksten Moment ihrer Vorträge hat Garschagen auf einer Bühne in Brest (Weißrussland). Ihr wird klar: Sie steht in einer Stadt, in der die Nazis einst grausame Verbrechen begangen haben – und sie darf hier nur stehen, weil Deutschland die verändernde Kraft der Vergebung erfahren und weil die Völkergemeinschaft unserem Land diese Vergebung gewährt hat. Dann der Eiserne Vorhang, die friedliche Revolution von 1989, die in Kirchen begann – und nun eine neue Mauer, ein neuer Krieg. Sie sagt den Studenten: „Ich glaube fest daran: Eines Tages werden wir an der Tafelrunde Jesu sitzen, und dann wird uns nichts mehr trennen.“ Danach kommt ein junger Student auf sie zu. Miteinander reden können sie nicht, sie sprechen nicht dieselbe Sprache, doch er nimmt sie einfach in den Arm. Beide haben etwas erlebt von der verändernden Kraft des Evangeliums.

„Wenn wir in der Wahrheit Jesu verwurzelt sind, gibt uns diese Wahrheit Wurzeln der Demut und Flügel des Mutes.“



*Ist Gott so
schrecklich
wie die Kirche?
Wie steht
Gott zum
Klimawandel?
Was tut Gott
gegen die
Ungerechtigkeit
in der Welt?*

Wenn es Gott gibt, dann muss er allen Anfragen standhalten können, sagt Julia Garschagen in diesem Buch:



www.edition-pji.com

Julia Garschagen: Starke Worte

- ▶ **Die Wahrheit Jesu verwurzelt und zugleich beflügelt sie.** Demut erdet, Mut gibt Flügel; beides zusammen macht unsere Botschaft glaubwürdig und anziehend – wie bereits zu Zeiten von Kaiser Julian.
- ▶ **Die Gute Nachricht kommt bei vielen als eine schlechte an.** Drei Gründe: emotionale Irrelevanz, intellektuelle Naivität und moralische Fragwürdigkeit. Diese Diagnose verlangt nicht Abwehr, sondern ehrliche Auseinandersetzung.
- ▶ **Demut ist die Voraussetzung aller Apologetik.** Wenn Jesus die Wahrheit ist, bin ich es nicht. Meine Wahrhaftigkeit ist immer vorläufig. Es ist wichtiger, die Frage hinter der Frage zu entdecken, als das Streitgespräch zu gewinnen.
- ▶ **Gerechtigkeit und Gnade gehören untrennbar zusammen.** Gerechtigkeit ohne Gnade macht hart, Gnade ohne Gerechtigkeit bagatellisiert das Unrecht. Jesus zeigt einen dritten Weg – der schützt das Opfer und bringt den Täter zurecht.
- ▶ **Glaube ist nicht naiv, sondern intellektuell inspirierend.** Wenn Jesus die Wahrheit ist, hält er jeder Anfrage stand. Apologetik ist Seelsorge des Denkens – wir sollen Denkblockaden ausräumen, nicht Schlachten gewinnen.
- ▶ **Das Glücksevangeliem ist eine Irrlehre.** Glück ist kein Ziel, sondern manchmal eine Nebenwirkung. Das ganze Leben darf sein – Alltag, Trauer, Fülle. Das befreit vom Leistungsdruck der permanenten Selbstoptimierung.
- ▶ **Die verändernde Kraft des Evangeliums ist gesellschaftlich und historisch nachweisbar** – in der deutschen Nachkriegsgeschichte, in der friedlichen Revolution 1989, in Hassans Nigeria. Geschichten erzählen macht den Unterschied.
- ▶ **„Nicht wir haben die Wahrheit – die Wahrheit hat uns.“** Die Größe von Leitern zeigt sich nicht in Stärke und Machtgier, sondern in der Wahrhaftigkeit, die sich die Schürze umbindet und auf die Knie geht.

Julia Garschagen, Theologin und Apologetin, ist bekannt für ihren Dialog mit Studierenden und Intellektuellen an Universitäten in Deutschland und Europa. Ihr Ansatz verbindet theologische Tiefe mit kultureller Wachheit. Der Artikel zum Thema „Verwurzelt in Wahrheit“ beruht auf Garschagens Vortrag am Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

1 1. Petrus 3,15.

Nach einem Vortrag
von Dave Ferguson

Abdriften: Keiner hatte es vorgehabt

Clayton Christensen war ein geachteter Professor für Management, seine Vorlesungen an der Harvard-Universität schloss er Jahr für Jahr mit demselben Vortrag ab. Er hatte einige seiner ehemaligen Kommilitonen beobachtet: Zu Beginn des Studiums waren sie anständige, fleißige, liebevolle Menschen gewesen; doch irgendwann verloren sie alles: ihren Job, ihren guten Ruf und ihre Familie – und keiner von ihnen hatte das vorgehabt. Deshalb begann Christensen den letzten Vortrag des Jahres stets mit denselben Worten: „Heute spreche ich über dreierlei:

- **Wie findet man in seiner Karriere einen Sinn?**
- **Wie kann man ein Leben lang mit demselben Menschen verheiratet bleiben?**
- **Und wie erspart man sich das Gefängnis?“**

Es war immer ein Weckruf – denn abdriften will keiner; und dennoch passiert es: leise, langsam, unmerklich. Immer nur in winzigen Schritten.

Auf dieser Diagnose baut Dave Ferguson auf – und zeigt, wie man gegensteuert: nicht durch Leistung, nicht durch außergewöhnliche Begabung, sondern dadurch, dass man sich verfügbar macht, und durch beständige, tägliche Wachsamkeit.

Es ist bereits in jedem Jesusnachfolger, was es zur Weltveränderung braucht

Ferguson bittet sein Publikum, die Hand auf die Brust zu legen und den eigenen Herzschlag zu spüren. Dann sagt er: Was ihr da fühlt, ist mehr als das, was euch am Leben hält. Das ist das Geräusch von weltveränderndem Potenzial. Denn in jedem Menschen, der Jesus eingeladen hat, in dem wohnt der Geist Gottes; euer Leib ist der Tempel des Heiligen Geistes.²

Wenn Jesus wirklich in uns wohnt und es nicht bei dem schönen theologischen Lehrsatz bleibt, dann haben wir bereits alles in uns, was nötig ist, um die Welt zu verändern. Das Potenzial schlummert nicht in einem Werk oder Verein, nicht auf einer Bühne, nicht in einer Strategie – sondern in jedem einzelnen Christushafter.

Die Frage ist deshalb nicht: „Bin ich ausreichend begabt?“, sondern: „Bin ich mit dem, was in mir ist, verfügbar; bin ich bereit, es einzusetzen – es zum Vollzug zu bringen?“ Ferguson nennt jeden Nachfolger Christi einen „Multiplikator“ – jemanden mit der DNA für eine ganze Bewegung. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem ... bis an das Ende der Erde“³: dreimal heißt es da „ihr“ oder „euch“. Die Kraft ist in euch.





Verfügbar zum „Vollzug“¹

Vollzugsbeamte sind umgürtet mit Wahrheit, ausgestattet mit schusssicheren Westen der Gerechtigkeit, beschuht mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens, den Schild des Glaubens in der einen und das Schwert des Geistes in der anderen Hand und auf dem Kopf natürlich auch noch der Helm des Heils. Epheser 6,14–17.

Warum jeder Christuskirche ein Multiplikator ist – und wie man verhindert, dass das Leben unmerklich in die falsche Richtung driftet

„Gott verlangt nicht Perfektion. Er verlangt Verfügbarkeit: dass wir das, was wir bekommen haben, auch vollziehen.“

Abdriften oder vollziehen?

Das Beispiel: Amundsen, Scott und die zwanzig Meilen am Tag. Im Jahr 1911 brachen gleichzeitig zwei Expeditionen auf, jeder wollte als Erster den Südpol erreichen: Beide hatten die gleichen Bedingungen, doch ihre Strategie unterschied sich fundamental: An guten Tagen trieb Scott seine Leute an bis zur Erschöpfung, bei schlechtem Wetter gab es einen Ruhetag. Amundsen dagegen setzte auf das Prinzip „Zwanzig Meilen am Tag, bei jedem Wetter“. Nicht fünfundzwanzig. Genau zwanzig. Amundsen erreichte den Pol als Erster und er brachte alle seine Männer lebend zurück. Von Scott und seiner Mannschaft überlebte keiner.

Die Konsequenz für das geistliche Leben

Gefragt sind nicht gelegentliche Sprints, sondern die stille, beständige Alltags-Routine. Ferguson prüft täglich vier Anzeichen – gemäß den Kriterien, wie Jesus selbst wuchs: Er nahm zu an Weisheit (mental), Statur (körperlich), Gunst bei den Menschen (Beziehungen) und Gunst bei Gott (geistlich).⁴

♦ **Beziehungen:** Mit 25 zeigen unsere Freunde, wohin wir gehen. Mit 45 bestimmen Freunde und Familie, wie weit wir kommen. Mit 65 entscheiden Beziehungen, ob es gut ausgeht. „Wie Eisen Eisen schärft, so schärfen Mensch einander.“⁴⁵ – Wer schärft mich gerade?

♦ **Körperlich:** Dieser Anzeiger wird von Christen oft ignoriert, aber Paulus erinnert: Unser Leib ist der Tempel des Heiligen

Geistes.⁶ Ferguson ist drei Marathons gelaufen – in Chicago und Berlin –; seine Erkenntnis: „Mit leerem Tank läuft man keine 42 Kilometer. Ins Ziel bringen einen weder Gebet noch Entschlossenheit.“

Viele Leiter scheiden zu früh aus dem Dienstmarathon aus – nicht, weil sie Jesus nicht geliebt hätten, sondern weil ihr Körper erschöpft war.

- ♦ **Mental:** „Lasst euch verwandeln durch die Erneuerung eures Sinnes.“⁴⁷ Der geistliche Dienst ist ein mentales Schlachtfeld – voller Stress, Angst und dem Druck der Menschengefälligkeit. „Erneuerung des Sinnes“ kann sein: sich in die Heilige Schrift vertiefen, Dankbarkeit einüben, einen Therapeuten aufsuchen, für eine Stunde das Handy ausschalten.
- ♦ **Geistlich:** Das ist der Motor, ohne ihn ist alles andere belanglos. Jesus sagte: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der trägt viel Frucht. Denn getrennt von mir könnt ihr nichts tun.“⁴⁸ – „Nichts“ – im griechischen Original bedeutet das tatsächlich: „nichts“.

Die tägliche Prophylaxe:

Vier Buchstaben im Tagebuch

Ferguson nimmt sich jeden Tag ein wenig Zeit, um vier Buchstaben ins Tagebuch zu schreiben – auf Deutsch wäre das B – K – M – G⁹ – und auf einer einfachen Skala zu bewerten (leer/okay/voll). Seine Einschätzung des aktuellen Standes dauert vier Minuten. Es ist kein Zaubermittel; aber das konsequente tägliche Reflektieren ist der beste Schutz davor, ungewollt abzudriften.

Die vier Praktiken eines Multiplikators

Die Außenwirkung eines Multiplikators im Vollzug, so Ferguson, ruht auf vier Säulen:

1. Jünger machen, die ihrerseits Jünger machen – nicht Jünger produzieren, die man an sich bindet. Jesunachfolge beginnt damit, andere einzuladen: „Komm, folge mir nach.“ Das ist die erste Säule eines Multiplikators: Einzelpersonen in der Nachfolge begleiten.
2. Eine geistliche Gemeinschaft aufbauen, in der Nachfolge konkret gelebt wird. Menschen wachsen in der Gemeinschaft mit anderen. Ferguson illustriert das mit seinem Freund Rick: Verkäufer, kein Pastor, er hat auch kein Theologiestudium, aber er mag Menschen mit Behinderungen. Ferguson und seine Frau nahmen sich seiner an. (Mehr dazu gleich.)
3. Neue Leiter mobilisieren. „Gute Leiter horten keine Leiter. Sie machen andere zu Leitern und geben sie frei.“ Jesus sandte seine Jünger zu zweit aus. Er sah in ihnen, was sie noch nicht in sich sahen – und sprach es aus. Ferguson nennt das „I-see-in-you-Gespräche“ („Ich sehe was in dir“): Regelmäßig teilt er seinen Leuten mit, welches konkrete Potenzial er in ihnen sieht. Das entspricht dem, was Paulus den Ephesern vom Ausrüsten der anderen zum Dienst schreibt, um den Leib Christi als Organismus aufzubauen (jeder hat eine Funktion).¹⁰
4. Neue Formen von Kirche entstehen lassen. Die Minimaldefinition: eine Handvoll Leute, die Jesus als Herrn anerkennen und gemeinsam einen Auftrag ausführen. Dafür braucht es weder ein Gebäude noch ein Budget und auch kein Theologiestudium; zwei oder drei in *koinonia* (Gemeinschaft) genügen, dafür hat Jesus eine Reihe kräftiger Zusagen gegeben.¹¹

Rick und die Gemeinde im Fitnessstudio

Rick ist Vertriebsmitarbeiter. Er ist weder Pastor noch Theologe, war nie auf der Bibelschule. Aber seit Jahren hat Rick eine Liebe zu Menschen mit besonderen Bedürfnissen – jeden Sommer fährt er eine Woche ins Camp und er kommt jedes Mal lebendiger zurück. Ferguson nimmt ihn in seine Hausgruppe auf, begleitet ihn, sieht, was in ihm steckt; dann lädt er ihn zu einer Exponential-Konferenz ein. Beim Aufruf sagt der Redner: „Du brauchst kein Gebäude, kein Geld, keinen Abschluss in Theologie. Sei einfach verfügbar.“ Rick geht nach vorn.

Anschließend fragt Ferguson ihn: „Was hast du da oben gemacht?“ Rick antwortet schlicht: „Der Mann hat gesagt, man braucht nur verfügbar zu sein. Ich bin verfügbar.“ Kurz darauf ist Rick wieder bei Ferguson im Wohnzimmer, die Hausgruppe segnet und beauftragt ihn.

Ein Jahr später, Sonntagabend: 125 Menschen treffen sich in einem Fitnessstudio – Leute mit Behinderung und ihre Angehörigen. Rick hat eine neue Art von Gemeinde gegründet. Fergusons Fazit: „Ein gewöhnlicher Mensch mit dem außergewöhnlichen Geist Jesu.“ Radikale Verfügbarkeit. 

Dave Ferguson: Starke Worte

- **Abdriften geschieht leise, langsam und unmerklich – keiner hat vor, zu scheitern.** Der Schutz besteht nicht in Perfektion, sondern in täglicher Selbstreflexion.
- **In dir ist Jesus – du bist ein Multiplikator im Vollzug.** In jedem Nachfolger schlummert die DNA eines Weltveränders. Nicht die Begabung zählt, sondern wie verfügbar wir sind, das einzusetzen, was in uns ist.
- **Gott verlangt keine Perfektion.** Er verlangt Verfügbarkeit – dass wir das, was wir bekommen haben, in die Tat umsetzen, es vollziehen.
- **Vier Anzeichen regelmäßig prüfen – Beziehungen, Körper, mental, geistlich.** Wer dies ignoriert, riskiert den Zusammenbruch. Täglich kurz reflektieren verhindern das Abdriften und macht verfügbar.
- **Konsequenz schlägt Intensität.** Amundsen gewann mit 20 Meilen am Tag, Scotts „Sprints mit Pausen“ endeten tödlich. Nachhaltige Leitung entsteht durch beständige, treue Gewohnheit – nicht durch gelegentliche Höchstleistung.
- **Gute Leiter horten ihre Leiter nicht, sie sorgen für neue.** Das einfachste und wirksamste Werkzeug, um neue Leiter zu finden, ist das „I see in you“-Gespräch.
- **Gemeinde ist einfacher, als wir denken.** Eine Gemeinschaft von Leuten, die unter der Herrschaft Jesu gemeinsam seinen Auftrag ausführt – dafür braucht es kein Gebäude, kein Geld und kein Theologiestudium, nur Verfügbarkeit für den Vollzug.
- **Bewegungen beginnen nicht auf der Bühne, sondern mit einem Menschen,** der sagt: „Ich stelle mich zur Verfügung, das zu vollziehen, womit du mich ausstattet hast.“ Das gilt auch heute – für jeden von uns.

Dave Ferguson ist Gemeindegründer und Gründer von „Exponential“, einer globalen Bewegung und Konferenz für Gemeindegründung mit jährlich Tausenden von Teilnehmern. Er lebt in Chicago. Der Artikel beruht auf Fergusons Vortrag zum Thema „Verwurzelt, um zu multiplizieren“ am Willow-Creek-Leitungskongress 2026 (KI-unterstützt verschriftlicht, redaktionell bearbeitet).

1 „Vollzug“ hört sich deplatziert an, vielleicht denkt jemand an Knast. Die Redaktion hat diesen Akzent bewusst gesetzt; denn die Frage ist: Verfügbar – wofür? Jesus hat ein unermessliches Werk vollbracht und uns hat er autorisiert, in dieser Welt dieses vollkommene Werk durchzusetzen, indem wir aussprechen: „Dein Wille geschehe!“ So wird der „Botschafter an Christi statt“ zu einer Art Vollzugsbeamten.

Dieser Gedanke mag manchem fremd sein; doch genau dazu fordert der Artikel auf. Unterstrichen wird dieser Zu-

sammenhang in „Lokalausgang: Am Tor zur Unterwelt“ (Seite 41).

2 Römer 8,9; 1. Korinther 6,19.

3 Apostelgeschichte 1,8.

4 Lukas 2,52.

5 Sprüche 27,17.

6 1. Korinther 6,19.

7 Römer 12,2.

8 Johannes 15,5.

9 Englisch: R – P – M – S für „Relational, Physical, Mental, Spiritual“.

10 Epheser 4,12. Dieser Satz ist eine Ergänzung der Redaktion.

11 Matthäus 18,19–20.



Foto: © Agentur Pili UG, KI-generiert

Die verdammte Decke muss weg!

Wie alttestamentliches Denken heute die Vorzüge des Neuen Bundes selbst den erwecklichsten Kirchen rauben kann – und welche Vorkehrungen getroffen sind, dieses fatale Dilemma zu beseitigen

Peter Ischka

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen im Konzert und tragen Ohropax. Die Musiker sind brilliant, das Publikum ist bewegt. Sie selbst spüren: Da ist etwas. Aber hören können Sie nichts. – So ähnlich beschreibt der Apostel Paulus eine geistliche Realität, die er bei vielen schon zu seiner Zeit beobachtet hat: Menschen lesen Gottes Wort, sitzen im Gottesdienst ... und empfangen trotzdem nicht, was Gott ihnen aktuell sagen will. Der Grund: diese verdammte Ohropax-Decke!

Ein Bild, das trifft

Im 2. Korintherbrief erinnert Paulus an ein Bild, das sich eingebrannt hat: Nach der Begegnung mit Gott auf dem Sinai bedeckte Mose sein Gesicht – damit die Israeliten die langsam verblassende Herrlichkeit nicht mitbekommen würden. Dieses Bild überträgt Paulus auf die neutestamentliche Gemeinde. Er ist entsetzt: „Wer hat euch verhext?“¹ Kaum zu fassen für ihn, der sich dem Neuen Bund mit Haut und Haar verschrieben hat – einer völlig neuen Technologie. Die überkommene kennt er wie kein anderer, die der toten Buchstaben, in Stein gemeißelt oder auf Pergament geschrieben; aber er ist nun ganz und gar Verfechter dieser Technologie des Geistes und des Lebens. Voll Schmerz muss er feststellen:

„Aber ihr Sinn ist verstockt worden – denn bis heute bleibt diese Decke auf der Verlesung toter Buchstaben und wird nicht aufgedeckt, denn beseitigt wird sie nur in Christus.“²

Die Decke, von der Paulus spricht, ist nicht ein intellektuelles Hindernis, sondern ein geistliches. Man kann theologisch hochgebildet und seit Jahrzehnten in einer Kirche aktiv wirken – und trotzdem unter der Decke stecken, unter einer Denominations-Decke, die den Empfang beschränkt: Weil nicht sein kann, was nicht sein darf laut den eigenen traditionellen Bedingungen.

Woher diese Decke?

Dazu können drei Quellen benannt werden, die sich gegenseitig verstärken.

Die erste Quelle ist die **Verhärtung des Herzens**. Das Herz ist nicht primär Sitz der Gefühle, sondern des Willens. Ein verhärtetes Herz ist eines, das sich gegen Veränderung entschieden hat – manchmal bewusst, oft aber, ohne es zu merken. Jede subtile Weigerung, auf Gottes Impuls zu hören, macht das Herz für das nächste Mal etwas unempfindlicher. Über die Zeit und über Generationen hinweg hat sich die Decke gehörig verdichtet, man hat sich daran gewöhnt.

Die zweite Quelle ist die **Ablenkung durch die Welt**, wie bei dem Samen, der unter die Dornen fällt: „Die Sorgen der Welt und der Betrug des Reichtums ersticken das Wort.“³ Gottes Wort kommt an; aber es kann nicht landen, denn alles andere ist lauter: Medien, Leistungsdruck, Erwartungen von anderen, Geldsorgen – die modernen Dornen eben. Sie schaffen im Herzen einen Lärm, für die leisen Mitteilungen Gottes bleibt kein Raum mehr.

Die dritte Quelle ist die subtilste und deshalb auch die gefährlichste: **religiöse Voreingenommenheit**. Eine „Decke auf den Sinnen“ entsteht, wenn man nur noch hört, was das eigene fromme Weltbild bestätigt; alles andere wird gefiltert, umgedeutet, weggelächelt. Tragisch: Diese Voreingenommenheit hält sich für Treue zur Schrift. Man liest die Bibel – und sieht dennoch nicht, was sie sagt. Die eigenen theologischen Kategorien liegen wie ein Filter über dem Text.

Paulus formuliert auch das Gegenmittel: „Seid nicht gleichförmig dem Denkmuster dieser Welt, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Sinnes.“⁴ „Diese Welt“ – das ist nicht nur rohe, offensichtliche Weltlichkeit, sondern in diesem Fall besonders die religiösen Muster, die man von seiner (Kirchen-)Kultur übernommen hat, ohne sich dessen bewusst zu sein. Daher kann selbst frommer Glaube zur Decke werden.

Buchstabe oder Geist?

Um zu verstehen, warum die Decke so zäh ist, muss man den Kontrast begreifen, den Paulus in 2. Korinther 3 entfaltet: zwei fundamental verschiedene Arten, Gottes Wort zu verstehen. Er schildert sie als die „Technologie des toten Buchstabens“ und die „Technologie des Geistes, der lebendig macht“.

Der „tödliche Buchstabe“ hat schon eine gewisse Herrlichkeit, aber eine vergängliche. Er ist wie ein Spiegel: Er zeigt die Wirklichkeit, jedoch ohne sie ändern zu können. Der Geist hingegen schreibt das Wort ins Herz: lebendig, persönlich, umgestaltend – was bis dahin durch diese Decke blockiert war.

„Der Herr aber ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, ist Freiheit.“⁵

Freiheit ist das Markenzeichen echter geistlicher Erneuerung: nicht Konformität, nicht blinder Gehorsam, nicht religiöser Leistungsdruck – sondern Freiheit. Das ist der Zustand, der uns jenseits der Decke erwartet.

In der Altbund-Technologie zurückgeblieben

Eine besonders hartnäckige Form der Decke tarnt sich nicht als Unglaube, sondern als Frömmigkeit: die Altbund-Technologie. In 2. Korinther 3 schildert Paulus eine nicht nur persönliche, sondern strukturelle geistliche Blockade. Als der Vorhang im Tempel zerriss,⁶ war das kein symbolisches Detail; das war das Ende eines Zugangs-Monopols! Hebräer 10,19–20 zieht die Konsequenz: Jeder Gläubige hat freien Zugang, aber nicht

mehr über Mittler, nicht durch Riten, nicht mittels einer privilegierten Priesterklasse. Jedes System, das diesen Zugang wieder reglementiert, näht den Vorhang gewissermaßen wieder neu zusammen und macht ihn zur hinderlichen Decke.

„Indem er von einem ‚neuen‘ Bund spricht, hat er den ersten für veraltet erklärt; was aber veraltet ist und sich überlebt hat, ist dem Verschwinden nahe.“ Hebräer 8,13

Vier Erscheinungsformen dieses Rückfalls sind verblüffend aktuell:

- 1. Tradition als Ersatz für Gottes Reden** – sie triumphiert immer dann, wenn das „So haben wir es schon immer gemacht“ lauter ist als das, was Gottes Geist heute sagt.⁷
- 2. Gesetzlichkeit als Ersatz für Gnade** – wenn das Einhalten von Regeln wichtiger wird, als die Gottesbeziehung zu leben. In Galater 5 nennt Paulus das beim Namen: Wer durch das Gesetz gerechtfertigt werden will, hat sich aus der Gnade katapultiert.⁸
- 3. Institution als Ersatz für Ekklesia** – wenn die Gemeinde verkümmert zur Verwalterin von Programmen und Ritualen, statt Botschafterin Christi zu sein.⁹
- 4. Klerikalismus als Ersatz für den unbeschränkten Zugang zu Gott** – wenn Menschen sich subtil wieder zwischen Gott und Gläubige stellen, obwohl längst das allgemeine Priestertum ausgerufen ist.¹⁰

Der Kern ist einfach zu benennen, aber schwer zu leben: Die Ekklesia ist kein Ort, an den man geht, um Gott zu begegnen; sie ist eine Versammlung von Menschen, die Gott bereits begegnet sind – und jetzt in der Welt sein Mandat ausführen. Wer dagegen in einer Gemeinde lebt, die hauptsächlich Riten verwaltet und Hierarchien pflegt, der lebt in einem alttestamentlichen Format: Die Musik spielt, die Herrlichkeit ist vorhanden; aber die Decke liegt darüber. Knüppeldick.

Die Decke loswerden? – Nur so:

Paulus sagt es klar: „Sie wird nur in Christus beseitigt“ – nicht durch mehr Bibelstudium, auch nicht durch Wechsel der Kirche oder spirituelle Spezialtechniken; die Decke wird gelüftet, wenn das Herz sich dem Herrn aller Herren zuwendet. Das ist radikaler, als es klingt: Man kann mit der Decke predigen, eine Kirche leiten, sogar theologische Meisterwerke schreiben. Die Decke ist kein Zeichen mangelnder Bildung – sie ist Zeichen eingeschränkter Hinwendung und somit limitierter Beziehung.

Römer 10,17 liefert den Schlüssel: Nicht das Wort *über Christus*, sondern das Wort *aus dem Mund Christi*. Ja, der erhöhte Herr spricht auch heute. Er ist nicht Thema alter Texte, sondern das lebendige Gegenüber. Er ist nicht stumm, wie Götzen es sind. Und das Mitten-ins-Herz-Sprechen hebt die Decke von innen her hinweg.

Was passiert, wenn die Decke fällt?

Paulus beschreibt es mit einer Drastik, die überwältigt:

„Wenn das geschieht, dann schauen wir *alle* mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn an und werden so verwandelt in dasselbe Bild – von der vergänglichen Herrlichkeit der toten Buchstaben zur uneingeschränkten Herrlichkeit seiner Gerechtigkeit des neuen Bundes.“¹¹

Wir müssen hier den Kontext beachten, es geht um einen Wechsel der Technologie. Es ist erstaunlich: Selbst der tödlichen AT-Technologie wird eine gewisse Herrlichkeit zugemessen; doch mit der sollen wir uns auf keinen Fall begnügen! Ist die Decke erst einmal gelüftet, können wir ungehindert den Blick auf die eigentliche Herrlichkeit Gottes richten – ohne denominationellen Filter, ohne die eigenen beschränkten Vorstellungen. Das löst den Verwandlungsprozess aus: Man wird verändert, indem man schaut. Nicht durch Anstrengung, sondern durch Begegnung.

Dreierlei springt dabei besonders ins Auge:

1. „**Wir alle.**“ Diese Erfahrung ist nicht nur für eine geistliche Elite, für besonders Begabte oder theologisch Versierte, sondern für alle, die sich dem Herrn zuwenden.
2. „**von der einen Herrlichkeit zu einer ganz anderen Herrlichkeit.**“ Was wir in den Begrenzungen unserer Denomination erleben, kann durchaus herrlich sein – aber Vorsicht vor dem „Hüttenbauen“, wie die Jünger auf dem Berg der Verklärung es sich wünschten: Gott möchte, dass wir *verändert* werden, hinein in die Substanz seiner Gerechtigkeit, in die Herrlichkeit, mit allem, was der Neue Bund beinhaltet.
3. **Das Ziel ist nicht moralische Vervollkommnung.** Das Ziel ist, dem Bild Christi gleichgestaltet zu sein¹² und seine Gesinnung zu haben.¹³

Hören bringt hundertfache Frucht

Saat, die auf guten Boden fällt, bringt dreißig-, sechzig- oder sogar hundertfache Frucht: Was immer Gott in ein hörendes Herz einpflanzt, hat Potenzial, alle menschliche Erwartung zu übertreffen – was Glauben, Verständnis, Liebe, Dienst, Heilung und Umgestaltung angeht. Und es hat eine Eigendynamik: „Wer hat, dem wird gegeben werden.“¹⁴ Das von der Decke befreite Hören nimmt zu; wenn ein Impuls zur Tat wird, so eröffnet sich eine Hör-Kaskade.

Die Offenbarung des Johannes hebt diese Gedanken auf eine grenzenlose Ebene; in den Briefen an die sieben Gemeinden wiederholt sich die Formel: „Wer ein Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Das Hören ist die Brücke zwischen Diagnose und Verheißung. Und die Verheißungen sind außerordentlich: vom Baum des Lebens essen, vom zweiten Tod frei sein, mit Christus auf seinem Thron sitzen.

„Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist – das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“¹⁵

Das ist kein Bonus für Fortgeschrittene, das ist die Grundausstattung. Aber Achtung: Was noch nicht gesehen wurde, davon gibt es noch keine *bewährte* Tradition! Was Gott bereitet hat, kann nicht errechnet, erwünscht oder erträumt werden, man kann es nur hörend empfangen – mit dem Herzen.

Die Decke lüften

Wenn all das stimmt, stellt sich die Frage: Was tue ich? Drei Schritte:

1. **Die eigene Taubheit benennen.** Was man nicht erkennt, kann man auch nicht heilen, Paulus nennt das „sich bewusst abwenden von der eigenen Ignoranz“¹⁶ – nicht von einer Bosheit, sondern schlicht vom Nicht-wahrhaben-Wollen.
2. **Gedanken gefangen nehmen.** Paulus spricht von „überspitzten Gedankengebäuden“, die abgetragen werden müssen¹⁷ – raffinierte innere religiöse Konstruktionen, die sich als Treue tarnen, aber Veränderung verhindern.
3. **entscheidend: die Hinwendung zu Christus.** Nicht als Methode, sondern als Beziehung: Die Decke fällt nicht durch Selbstoptimierung, sie fällt durch Begegnung – „wenn es sich zum Herrn wendet, definitiv zum Herrn (nicht mit einem lieben Jesulein zu verwechseln), wird die Decke weggenommen“.¹⁸ Wer mit der Haltung „Herr, was sagst du mir heute?“ ins Gebet und in die Schrift geht – und wirklich wartet –, der wird Antworten bekommen.

Die Einladung

Die „Decke“ ist kein Schicksal, Gott behandelt sie nie als unabänderlichen Zustand – er warnt, er lädt ein, er klopft an. In Offenbarung 3,20 finden wir das berühmteste Bild dafür: Christus steht vor der Tür einer Gemeinde und klopft. Er ist außen vor, und das bei seiner eigenen Kirche! Er klopft weiter an.

Die Verheißung für den, der öffnet? Mit Christus auf dem Thron sitzen! Die größte Verheißung der ganzen Offenbarung gilt genau jener Gemeinde, die am taubsten und am blindesten ist: dem Laodizea-Typ. Es ist offensichtlich noch nicht zu spät. Die Decke kann noch heute fallen.

Die Formel, mit der in Offenbarung 2–3 alle sieben Botschaften enden, ist präzise gewählt: „Wer ein Ohr hat, höre!“ Wer wenigstens *ein* Ohr hat – das reicht. Gott sucht keine makellosen Hörer. Er sucht jeden, der irgendwie empfänglich ist. – Sind Sie dabei? 

- | | |
|----------------------|--------------------------------------|
| 1 Galater 3,1. | 10 1. Petrus 2,9. |
| 2 2. Korinther 3,14. | 11 2. Korinther 3,18, interpretiert. |
| 3 Matthäus 13,22. | 12 Römer 8,29. |
| 4 Römer 12,2. | 13 Philipper 2,5. |
| 5 2. Korinther 3,17. | 14 Matthäus 13,12. |
| 6 Matthäus 27,51. | 15 1. Korinther 2,9. |
| 7 Markus 7,13. | 16 vgl. Apostelgeschichte 28,27. |
| 8 Galater 5,4. | 17 2. Korinther 10,4. |
| 9 2. Korinther 5,20. | 18 2. Korinther 3,16. |

Peter Ischka: Starke Worte

- ▶ **Ob jemand ein Ohr hat, das hört?** Unsere denominationsbedingte Voreingenommenheit macht uns taub: Ob ein kath. Priester oder ein evangelischer, baptistischer oder pfingstlicher Pastor, jeder kann ein und denselben Bibelvers ganz unterschiedlich missverstehen.
- ▶ **Schwäche und Unwissenheit zugeben:** Geistliche Heilung beginnt mit dem Mut, die eigene geistliche Taubheit und Ignoranz beim Namen zu nennen.
- ▶ **Glaube ist kein rationales Für-wahr-Halten einer Doktrin.** Glaube ist ein tragfähiges Vertrauen aufgrund von Beziehung und dadurch, dass man hört, was Gott zu einem spricht.
- ▶ **Der Unterschied von Kirche und Ekklesia:** In eine Kirche geht man hinein, um etwas zu empfangen; zur Ekklesia wird man „herausgerufen“, um zu geben, was man bereits empfangen hat.
- ▶ **Himmlisches Mandat statt religiöser Riten:** Die Ekklesia ist dazu berufen, auf der Erde die Autorität des Himmels zu repräsentieren, und nicht dazu, Gott durch Rituale etwas zu entlocken.
- ▶ **Die alttestamentliche Decke muss weg.** Was wir nicht alles meinen, tun zu müssen, um Schutz und Segen für den Alltag zu haben ... Im Neuen Bund ist das für alle Gläubigen bereits inklusive.
- ▶ **Das Ende des Vermittler-Monopols:** Seit der Vorhang zerrissen ist, hat jeder Gläubige freien Zugang zu Gott – es braucht keine menschlichen oder rituellen Mittler mehr. Den Vorhang wieder zuzunähen wäre fatal.
- ▶ **Gebet: Betteln oder vollziehen?** „Was ihr bindet oder löst, das wird so geschehen“, hat Jesus zugesagt. „Dein Wille geschehe!“ ist keine Bitte, sondern eine Ansage.
- ▶ **Die Kraftlosigkeit der Finsternis:** „Die Tore des Totenreiches werden meiner Ekklesia nicht standhalten“, hat Jesus gesagt. Übrigens: Den Schlüssel für dieses Tor hat jetzt er in der Hand.
- ▶ **Christus kann nicht durch einen einzigen Menschen repräsentiert werden.** Deshalb gab er der Gemeinde das Fünfer-Team: Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten, Lehrer – nur in *koinonia* (gemeinsam) zeigen sie den vollen Christus.
- ▶ **Transformation durch Begegnung:** Wahre Veränderung geschieht nicht durch eigene Anstrengung, sondern durch das ungehinderte Anschauen der Herrlichkeit Christi.
- ▶ **Einheit ist keine Option – sie ist die Frucht dreier Voraussetzungen:** In Johannes 17 betete Jesus nicht einfach um Einheit, sondern um Bewahrung in seinem Namen, um Heiligung und um Schutz vor dem Bösen. Einheit ist dann die Frucht.
- ▶ **Veränderung beginnt im Kleinen:** Wer die Einheit unter den Christen Europas anstrebt, während man in der eigenen Gemeinde über den anderen schlecht redet, der lebt in einer Illusion.
- ▶ **Das Markenzeichen echter geistlicher Erneuerung ist Freiheit:** Nicht Konformität, nicht religiöser Leistungsdruck – wo der Geist des Herrn ist, ist *Freiheit*. Das ist der Zustand jenseits der Decke.



Sie verbreitet nicht Schrecken vor dem Ende, sondern macht **fit für den Endspurt**.
Bisherige Ausgaben nachbestellen:
www.edition-pji.com/c/z-magazin



Lektorat & Übersetzung
Translation Переводы
Manuskript-Bearbeitung

Abschlussarbeit, Artikel,
Bericht, Broschüre,
Sachbuch, Website

Gabriele Pässler
Tel. 07191 9048 191
info@g-paessler.de

Sie könnten ein Buch schreiben

... ja, warum eigentlich nicht?
Ihre Texte – korrekt, verständlich, lebensnah



Ihr Erfahrungsreichtum für die Nachwelt

Lokalaugenschein: Am Tor zur Unterwelt

Zwischen imperialer Pracht und okkulten Abgründen auf der Suche nach der Frage, was Kirche wirklich ist

Foto: © Agentur PiliUG, Montage und Kl. generiert



Wir schließen uns Jesus und seinen zwölf Freunden an – auf einen Fußmarsch nordwärts, dem Berg Hermon entgegen. Der Staub brennt in den Augen, die Mittagshitze lastet schwer auf unseren Schultern. Seit fast zwei Tagen sind wir unterwegs. Die vertraute Kulisse des Sees Genezareth liegt schon eine Weile hinter uns – Schauplatz vieler Wunder, ja, aber auch eine Gegend, in der die religiöse Tradition der Synagoge jede neue Offenbarung sofort in das Korsett alter Denkmuster zwingt. Gerade eben haben die Gelehrten den Meister noch herausgefordert: Zeig, was du draufhast, lass Zeichen am Himmel erscheinen! Er ließ sie jedoch abblitzen: Ihr Otternbrut wollt doch von Gott gar nichts wissen, und ließ sie kurzerhand stehen. Seinen Freunden gab er noch den Tipp: Hütet euch vor dem Sauerteig der religiösen Besserwisser.¹ Er meinte damit die schleichende und durchdringende Wirkung von Heuchelei, Gesetzlichkeit und Unglauben.

Jesus geht voran. Er wirkt fokussiert – was hat er wohl vor? Wir wissen es nicht. Wozu diese Mühe des Ausflugs, weg vom vertrauten See? Dies ist kein gemütlicher Spaziergang; immer wieder geht es kräftig bergauf: Von einem der tiefsten Punkte der Erde, am Ufer waren es etwa 200 Meter unter dem Meer, haben wir es jetzt geschafft auf eine Höhe von gut 350 Metern.

Der Marsch in die „Höhle des Löwen“

Während wir wandern, verändert sich die Umgebung. Das vertraute Aramäisch der Fischer weicht dem Griechisch der

Händler – wir sind auf eindeutig heidnischem Terrain. Die Jünger tuscheln: Warum führt er uns ausgerechnet hierher? Caesarea Philippi ist nicht gerade das, was man als „heiligen Boden“ bezeichnen würde – diese Stelle strotzt nur so vor imperialer Pracht und okkulten Abgründen.

Nach 45 Kilometern Marsch verdichten sich die Devotionalienhändler – Stände mit gehörnten und gehuften Tonfigürchen, Kiefernkränzen, Votivtäfelchen und vor allem Panflöten säumen den Weg. Wir folgen der Beschilderung „Pan-Grotte“, und dann: Wir stehen vor einer gewaltigen Felswand am Fuße des Hermon. Ein massives Naturschauspiel, das den Namen *petra* verdient – ein unerschütterliches Felsmassiv ragt vor uns in den Himmel. Wir sprechen es nach: „Pättra“.

Die Kulisse, vor der die Weltmächte kollidieren

Jesus bleibt stehen. Den Ort für diese seine wichtigste Pressekonferenz hat er mit Bedacht gewählt. Hier kündigt er etwas unvorstellbar Großes an, etwas von unermesslicher Tragweite, und in etwa neun Monaten wird es geschehen, wird es vollzogen – es wird die Welt komplett verändern.

Davon haben wir aber in dem Moment noch nicht die leiseste Ahnung, wie bei so vielen Aussagen, die der Meister trifft. Wir wundern uns nur über das Setting: Hinter uns liegt die Stadt, die Philippus dem Kaiser Augustus gewidmet hat: Herodes Philippus, der Sohn Herodes' des Großen, hat vor wenigen Jahrzehnten die Stadt ausgebaut und umbenannt in „Cäsarea Philippi“ – zu Ehren des Kaisers Augustus und

gewiss auch, um sich selbst ein Denkmal zu setzen. Bis dahin hieß sie „Páneas“, die Einheimischen sagen immer noch „Banjas“, nach dem griechischen Gott Pan, ja genau: dem, der in der ausgeschilderten Grotte verehrt wird.

Direkt vor der Felswand prangt ein Tempel aus gleißend-weißem Marmor – Symbol für die monumentale Macht Roms – und gleich daneben der Kontrast, im Fels gähnt ein dunkler Schlund: die „Grotte des Pan“. Hier werden Tieropfer dargebracht; die Leute sagen, dahinter wäre ein bodenloser Abgrund, sie nennen ihn auch „das Tor zur Hölle“, zum Totenreich jedenfalls. Hier, so glauben viele, gehen die Mächte des Todes und der Finsternis aus und ein.

Nicht in Jerusalem noch in Galiläa, sondern genau hier, zwischen dem Tempel des Kaisers und dem Höllenschlund, stellt Jesus die Frage aller Fragen: „*Wer sagen die Leute, wer der Menschensohn sei?*“

Petros oder petra – Stein oder Fels?

Auf diese Frage hin zählen die Jünger auf, was man auf der Straße und in der Synagoge so zu hören bekommt: Die einen sagen „Johannes der Täufer!“, andere Papst Benedikt oder Elia, auch Arnold Schwarzenegger und Franz Beckenbauer werden genannt, unter den ganz Frommen natürlich Jeremia ... Allesamt Stimmen aus dem Volk, was die Leute eben so reden. Aber dann: „Und was sagt ihr?“, will Jesus von seinen zwölf Freunden wissen. Simon ist der Erste, der den Mund aufmacht, und er bietet kein billiges „Hörensagen“ – Simon hört an dieser Stelle offensichtlich direkt, was der Vater im Himmel sagt:

„Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“

Jesus ist begeistert: „Du kannst richtig glücklich sein, Simon, Sohn des Jona; denn von Menschen konntest du diesen Geistesblitz nicht haben; das hat dir mein Vater im Himmel direkt mitgeteilt.“

Er schaut ihn an und betont jedes Wort: „Ich sage dir jetzt auch etwas: Du bist *Petros*“ – das heißt: „Du bist ein Kieselstein, ein Stückchen vom Felsen“. Dabei bückt er sich und hebt einen Stein, der dort herumlag auf, den zeigt er allen; dann streckt Jesus die andere Hand aus und weist auf das Massiv vor ihnen: „Und auf diesen *petra* – auf das unerschütterliche Fundament der Offenbarung des ‚Ich bin‘ – werde ich meine Ekklesia bauen“, auf Christus, den Felsen,² den Felsen des Ärgernisses, den *petra skandalon*.³

„Du bist ein *Petros* – und auf den *petra* werde ich meine Ekklesia bauen.“ Die Nuancierung im Griechischen ist leicht zu überhören: Steinchen oder Fels? Der Unterschied in nur zwei Buchstaben könnte zu einem der größten Missverständnisse der Menschheitsgeschichte geführt haben: Will da jemand auf dem kleinen Stein vom Wegesrand eine Weltkirche errichtet haben?

Doch Jesus hat uns extra einen Zweitagemarsch zugemutet, weil er uns vor diesen *petra* führen wollte: Er baut auf das Felsmassiv von Gottes Offenbarung. Petrus ist also einer von vielen Bausteinen – man stelle sich eine Kiste Legosteine vor, aus denen allen die zukünftige Ekklesia zusammengefügt wird; doch *petra*, der Fels, ist die Grundlage, das kann nur Christus selbst sein.

Ekklesia: Ankündigung der himmlischen Regierung

Hier also fällt das Wort, das alles verändert: „Ekklesia“. Hier in Caesarea Philippi wird das zukünftige Evangelium des Reiches Gottes erstmals buchstäblich „greifbar“.

Ekklesia? Bürgerversammlung, Stadtrat? Warum nicht „Synagoge“? Es war allgemein bekannt, dass man in die Synagoge geht, um zu beten und aus der Bibel vorgelesen zu bekommen: Eindeutig eine religiöse Versammlung!

Nun, Jesus hat dieses Wort mit Bedacht gewählt. Ja, „Ekklesia“ hatte mit Religion nichts zu tun. Jedem damals war klar: Die Ekklesia, das ist die **gesetzgebende Versammlung der stimmberechtigten freien Bürger der Stadt**. Wenn der Herold sie aus ihren Häusern und Geschäften herausrief, um auf dem Marktplatz gemeinsam weitreichende und bindende Entscheidungen zu treffen, Gesetze zu verabschieden und die Ordnungen der Stadt festzulegen, ließen sie alles stehen und liegen. Jesus setzt bewusst einen Unterschied zur Synagoge (*sun-ago* – „zusammenbringen“) – hier ging man hinein, um etwas zu empfangen. „Ekklesia“ hingegen spricht davon, dass man aus seinem eigenen Haus *herauskommt, herausgerufen* wird, um etwas zu bewirken, um Regierungsaufgaben zu vollziehen.

Indem Jesus hier, im Schatten des römischen Augustus-Tempels, diesen Begriff wählte, sagte er:

„Ich gründe keinen neuen religiösen Club; ich installiere in dieser Welt eine Regierungskompetenz des Reiches Gottes, die nicht von dieser Welt ist, eine Körperschaft mit der Vollmacht, auf dieser Erde dem Willen des Himmels Ausdruck zu verleihen.“

Das Tor, das nicht standhalten kann

Und dann kommt eine weitere Aussage, die leicht missverstanden wird: „*Die Pforten des Hades sollen sie nicht überwäligen.*“

Schauen wir uns das „Tor zum Hades“ direkt vor uns an, Jesus zeigt es uns: Ein Tor kann niemanden angreifen, es ist eine Verteidigungsanlage. Wenn wir meinen, die „Kirche“ könnte von einem Tor überwältigt werden, dann haben wir wohl wieder etwas missverstanden. Jesus sagt hier, die Tore des Hades würden seiner Ekklesia nicht standhalten können, also: „Die illegale (gesetzwidrige) Herrschaft des Todes wird der legalen, autorisierten Regierung meines Reiches, der Ekklesia, weichen müssen.“

Das ist die Dynamik des Augenscheins in Caesarea Philippi: Die Ekklesia ist auf dem Vormarsch. Sie bewegt sich voran, um auszuführen, ihr Mandat zu vollziehen. Alles, was sich im Weg befindet, ob Festungen der Finsternis, „Tore des Hades“, okkulte, todbringende Mächte – nichts wird der bevollmächtigten Ekklesia standhalten können. Die Tore, sie fallen unter dem Druck der himmlischen Autorität!

Was also ist diese Ekklesia? Jedenfalls kein Schutzraum, in dem man sich vor der Welt verstecken könnte (wie man es bei religiösen Modellen von Versammlung findet). Es ist genau andersherum: Diese Formation hat das Mandat, die „Gefängnistore“ aufzubrechen und Gefangene daraus zu befreien. Jesus gibt hier eine Siegesgarantie für die Ekklesia, die Repräsentantin des regierenden Königs in der Offensive – in der Welt, nicht von der Welt.

Der Schlüssel als Zeichen der Autorität

Um dieser Regierungsperspektive die volle Kraft zu verleihen, spricht Jesus im nächsten Atemzug von den Schlüsseln, die er der Ekklesia geben wird.⁴ Was hat er damit gemeint? Dazu schauen wir ins Alte Testament, dort begegnen wir dem „Verwalter des Hauses Davids“:

„Und ich will den Schlüssel des Hauses Davids auf seine Schulter legen, dass er auftue und niemand zuschließe, dass er zuschließe und niemand auftue.“⁵

Dieser Verwalter war nicht der König, aber er hatte die Vollmacht des Königs. Er entschied, wer Zugang zum Thronsaal hatte und welche Ressourcen aus der Schatzkammer freigegeben wurden. Wenn Jesus der Ekklesia die Schlüssel gibt, delegiert er seine Autorität an sie.

Etwas später, in der letzten Woche vor seinem Kreuzestod, macht Jesus klar, wer die Schlüssel gehabt hat und warum er sie ihm wegnimmt:

„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer“, man könnte auch sagen: Wehe euch, ihr historisch-kritischen Theologen und stolzen Bibeltreuen, „die ihr das Himmelreich vor den Menschen zuschließt! Ihr geht nicht hinein – und die, die hineinwollen, lasst ihr nicht hineingehen.“⁶

Die religiösen Führer („Synagoge“) hatten die Schlüssel der Erkenntnis und der Verwaltung, aber sie nutzten sie nicht, um die Schätze zugänglich zu machen, sondern, um alles zu blockieren. Jesus hat auch den Schlüssel des Hades an sich genommen,⁵ damit kann die Finsternis ohnehin nicht mehr über ihre Pforte verfügen, die wir in Cäsarea gerade vor Augen gehabt haben.

Hier oben in Cäsarea Philippi, fernab der traditionellen Frömmigkeit, kündigt Jesus den Machtwechsel an:

Der religiösen Elite, der „Synagoge“, entzieht er die Regierungsgewalt und überträgt sie auf seine neue Körperschaft, die Ekklesia.

Die Schlüssel gehören also dem Amt der Ekklesia, nicht der Privatperson Petrus. Petrus hat sie in der Apostelgeschichte lediglich als Regierungssprecher gebraucht: „Petrus aber stand auf mit den Elf, erhob seine Stimme und redete zum Volk.“⁶ Den Stand haben alle zusammen eingenommen, um die Tür aufzuschließen, zunächst für die Juden (Pfingsten) und dann für die Heiden (Kornelius). Sobald die Tür offen war, hatte jeder „Bürger“ dieses Reiches Zugang.

Die Schlüsselgewalt in Aktion

Die Schlüssel braucht es, um der Ekklesia ihre volle Regierungsgewalt zu verleihen. In der Antike passeten die Schlüssel noch nicht in die Hosentasche, der Verwalter eines Palastes trug sie auf der Schulter – und damit die Befugnis zu entscheiden, wer hinein durfte und welche Vorräte ausgegeben wurden.

Über Jesus hat Jesaja angekündigt: „Die Herrschaft ruht auf seiner Schulter“⁷ – und diese Schlüsselgewalt hat er seiner Ekklesia übergeben: „Was immer ihr auf der Erde binden werdet, wird in den Himmeln gebunden sein, und was immer ihr auf der Erde lösen werdet, wird in den Himmeln gelöst sein.“⁸

Im griechischen Text steht hier eine sehr interessante grammatikalische Form, das Futur-Perfekt-Passiv; wörtlich übersetzt sagt Jesus hier:

„Was ihr auf Erden binden werdet,
wird (bereits) im Himmel gebunden sein.“

Hier geht es nicht um rein administrative Aufgaben. Wenn die Kirche Gott bittet, etwas zu tun, handelt sie nach synagogalem Muster; agiert sie hingegen als Ekklesia, dann gebraucht sie die Schlüssel, um die Realität des Himmels (wo etwas bereits „gelöst“ ist) auf Erden durchzusetzen und zu vollziehen. Auch „Binden“ und „Lösen“ waren damals keine religiösen Begriffe, sie gehörten ins Rechtswesen:

Binden – *deō*: „festbinden“, „fesseln“; im Rechtswesen: „etwas für verbindlich erklären“, „unter Verpflichtung stellen“. Wenn ein Beamter etwas „band“, dann erließ er ein Dekret, das ab sofort Gesetz war. Es ist der Akt des Festlegens.

Lösen – *lyō*: „aufbinden“, „lösen“, „befreien“ oder „zerstören“. Juristisch bedeutet das: „eine Verpflichtung aufheben“, „einen Vertrag annullieren“ oder

Nicht von dieser Welt, jedoch eindeutig in ihr: Steine, herausgebrochen aus dem Felsen, aus denen die Ekklesia zusammengefügt wird. Kein religiöser Verein, sondern die himmlische Außenstelle in dieser Welt, um die Anliegen des Königs zu vertreten



„etwas für erlaubt erklären“, das bisher versagt war. Es ist der Akt des Befreiens von einer Vorschrift oder das Außerkraftsetzen eines Vertrags.

Für das Verständnis der geistlichen Regierung ist das sehr wichtig: Die Ekklesia erfindet keine eigenen Gesetze, sie ist wie eine Botschaft oder ein Außenposten; sie schaut, was im „Mutterland“ (dem Himmel) vom Regierungschef bereits beschlossene Sache ist, und setzt das hier auf Erden in dessen Namen durch. Die „Schlüssel“ sind das Werkzeug, mit dem die Ekklesia die Realität des Himmels hier auf der Erde durchsetzt und vollzieht.

Fazit des Lokaltermins

Wir stehen immer noch am Fuße des Hermon vor dem *petra*. Die Sonne sinkt, der weiße Marmor des Augustus-Tempels schimmert nun rötlich. Wir begreifen: Jesus hat hier nicht eine theologische Theorie entfaltet. Er hat eine neue Ära der Weltgeschichte eingeläutet.

Er hat uns gezeigt:

- 1. Den Ort des Kampfes:** Wir sind zwar nicht von dieser Welt, aber wir fliehen nicht aus ihr. Die Tore des Totenreiches haben nicht die Kraft, der Ekklesia standzuhalten.
- 2. Wer wir sind:** Wir sind keine losen Kieselsteine, die hoffen, dass sie nicht am Wegrand zertrampelt werden, sondern wir sind Steine, herausgebrochen aus dem Felsen *petra*, auf den alles gegründet ist. Aus diesen Steinen wird die Ekklesia zusammengefügt.
- 3. Das Mandat:** Wir sind kein religiöser Verein, sondern die Repräsentanz der himmlischen Regierung mit dem Auftrag, die Tore der Unterwelt zu knacken und die Gefangenen herauszuführen in die Freiheit des Reiches Gottes.

Der Rückweg zum See Genezareth wird sich anders anfühlen. Wir sind nicht mehr lediglich die „Anhänger“ eines Lehrers, wir gehen als Botschafter und Regierungsbeauftragte einer neuen Ordnung, des Neuen Bundes, und diese neue Ordnung betrachtet den Tod und seine Tore als besiegt. 

1 Matthäus 16,1-6.

2 1. Korinther 10,4.

3 Römer 9,33; 1. Petrus 2,8.

4 Matthäus 16,19.

5 Jesaja 22,22.

6 Matthäus 23,13.

7 Offenbarung 1,18.

8 Apostelgeschichte 2,14.

9 Jesaja 9,5.

10 Matthäus 18,18.

Wenn wir heute das Wort „Kirche“ oder „Gemeinde“ hören, denken wir meist an ein Gebäude mit Turm, an Gottesdienste und an eine religiöse Institution. Doch als Jesus in Matthäus 16 und 18 den Begriff „Ekklesia“ wählte, hatten seine Zuhörer ganz andere Assoziationen: Sie dachten an Stadtregierung, an Vollmacht und Rechtsprechung.

Das antike Vorbild: Die Versammlung der Bevollmächtigten

In der griechisch-römischen Welt war die Ekklesia die gesetzgebende Versammlung der freien, mündigen Bürger. Für religiöse Rituale war hier kein Raum, dafür gab es die Tempel; und für Lehre gab es Synagogen und Schulen.

Der Ruf: Die Bürger wurden aus ihrem Privatleben „herausgerufen“ (*ek-kaleo*), um die Geschicke der Stadt zu lenken. Sie wählten aus der Mitte der Ekklesia einen Rat (*bulé*), der die zu beschließenden Anliegen, u. a. Gesetze, vorbereiten sollte.

Die Skalierung: Ob in der Metropole Athen mit dem „Rat der Fünfhundert“ oder in kleinen Städten wie Priene mit einem Rat von fünfzig Abgeordneten oder mit nur zwei oder drei freien Bürgern (die kleinstmögliche Zelle) – das Mandat des *bulé* war gleich: Die Ekklesia (in Athen bis zu 60 000 Personen) hatte die höchste Entscheidungsgewalt. Sie entschied über Krieg und Frieden, sie beschloss den Haushalt und die Gesetze.

Die Qualifikation (*dokimasia*): In die *bulé* kam man nicht durch Charisma, nicht durch Überzeugungskraft, sondern dank seines Charakters, der sich durch Bewährung gezeigt hatte: Wer sein eigenes Haus nicht führen konnte oder seine Steuern nicht zahlte, war im Rat nicht zugelassen, kam also nicht in die Regierung.

Der bewusste Kontrast: Ekklesia vs. Synagoge

Dass Jesus den Begriff „Ekklesia“ wählte, war kein Versehen.

Die Synagoge war „nach innen gerichtet“, ein Ort der Konservierung: Man las das Gesetz, bewahrte die Tradition und pflegte die religiöse Identität.

Die Ekklesia hingegen war „nach außen“ gerichtet: Sie gestaltete die Zukunft der Gesellschaft.

Schon bald in der Kirchengeschichte ist die Christenheit jedoch in das „Synagogenformat“ zurückgeglitten: Wir haben uns konzentriert auf Lehre und Programme – und darüber das Mandat verloren, geistlich unsere Städte zu regieren.

Die Schlüssel der Regierung

In den Schlüsselstellen Matthäus 16 und 18 legt Jesus das Fundament für eine regierungsfähige Ekklesia:

Die Schlüsselgewalt: In Matthäus 16,19 gibt Jesus der Ekklesia „die Schlüssel des Himmelreichs“. In der Antike waren Schlüssel das Symbol für Regierungsgewalt. Es geht nicht darum, wer in den Himmel Einlass findet, sondern um die Verwaltung der Ressourcen Gottes auf Erden.

Binden und Lösen: Dies sind juristische Fachbegriffe jener Zeit. „Binden“ bedeutete, etwas für verbindlich zu erklären; „lösen“ bedeutete, einen Vertrag zu annullieren. Die Ekklesia sollte die „Tagesordnung des Himmels“ in die Welt bringen.

Ekklesia: Das vergessene Mandat

Von der antiken Polis zur geistlichen Stadtregierung



Die Begriffe *deō* und *lyō*

- ♦ **Binden (griechisch: *deō*):** Die Grundbedeutung ist „festbinden“, „fesseln“, „umbinden“. Im Rechtswesen und in der Gesetzgebung bedeutet es, „etwas für verbindlich erklären“, „unter Verpflichtung stellen“. Wenn ein Beamter (wie Eljakim in Jesaja 22) etwas „band“, dann erließ er ein Dekret, das war dann Gesetz. Es ist der Akt des Festlegens von Regeln.
- ♦ **Lösen (griechisch: *lyō*):** Die Grundbedeutung ist „auflösen“, „lösen“, „befreien“, „zerstören“. Juristisch bedeutet es: „eine Verpflichtung aufheben“, „einen Vertrag annullieren“, „etwas für erlaubt erklären“. Es ist der Akt des Befreiens von einer Vorschrift, das Außerkraftsetzen eines bestehenden Kontrakts.
- ♦ **„Wo zwei oder drei ...“ (die kleinste Zelle):** In Matthäus 18,20 spricht Jesus über die kleinste regierungsfähige Einheit. Wie in einer kleinen griechischen Polis kann schon eine kleine Gruppe charakterlich geprüfter „Bürger“ die volle Autorität der Ekklesia ausüben.

Die Vision für eine regierungsfähige Ekklesia heute

Wenn wir das Synagogenformat verlassen (passives Zuhören, religiöse Programme) und zurückkehren zum Ekklesia-Modell (aktives Regieren), ändert sich das kirchliche Leben radikal:

♦ Vom Gottesdienst zur Ratsversammlung

Anstatt sich nur zur „Erbauung“ zu treffen, kommen Leiter und Gläubige als geistlicher Rat zusammen. Sie fragen: „Was ist heute die Tagesordnung Gottes für unsere Stadt?“ Durch Gebet und Dekrete erklären sie Gottes Schutz für verbindlich, sie segnen und sie „lösen“ geistliche Widerstände.

♦ Die *dokimasia* des Alltags

Leiterschaft wird nicht mehr vergeben nach theologischen Titeln, sondern danach, wie sich jemand im Leben bewährt hat. Wir brauchen Leiter, die – wie im antiken Rat – ihre „Krone niederlegen“¹ und deren Integrität in Familie und Beruf außer Frage steht. Nur integre Persönlichkeiten haben das Mandat der Regierungsgewalt.

♦ Das *probouleuma*, die Arbeit im geistlichen Stadtrat

Bevor große geistliche Schritte unternommen werden, braucht es kleine Kreise (Räte), die im Hören auf Gott (Römer 10,17) die Impulse prüfen. Gelangt dieser Rat zur Einmütigkeit (*homonoia*), wird die Entscheidung getroffen – mit der Vollmacht der gesamten Ekklesia.

♦ Umgestaltung der Gesellschaft

Eine Ekklesia im Sinne Jesu bleibt nicht im Kirchengebäude. Sie versteht sich als Zentrum der Umgestaltung, das Einfluss nimmt auf Politik, Wirtschaft und Bildung – nicht durch religiöses Regelwerk, sondern dadurch, dass sie Gottes Prinzipien und Lösungen vollzieht.

So verstehen wir: Die Ekklesia Jesu ist keine religiöse Institution, sondern seine himmlische Stadtregierung auf Erden. Würden wir aufhören, „Synagoge“ zu spielen, und anfangen, unser Mandat als „Herausgerufene“ wahrzunehmen, dann würde die Gemeinde wieder die Kraft entfalten, die Jesus für sie vorgesehen hat: Der könnten dann nicht einmal die Pforten der Hölle standhalten.

Der Rat der Ekklesia in Aktion

Der Rat besteht nicht aus Leuten, die durch religiöse Titel hervorstechen, sondern aus gut zusammenwirkenden „Ministern“ mit Regierungsfunktion, damit die Ekklesia handlungsfähig ist.

Die Rollenverteilung in einem „geistlichen Rat“ der Ekklesia und das Protokoll einer Sitzung könnten so aussehen:

Die Regierungsrollen im Rat (der fünffältige Dienst)

Im antiken Rat gab es Spezialisten für Finanzen, Bauwesen, Recht usw. In der Ekklesia des Reiches Gottes sind die Spezialisierungen geistlicher Natur:

- ▶ **Apostel (Strategie/Architekt):** Ihr Schwerpunkt liegt auf dem Fundament, der Ordnung und der langfristigen Expansion. Sie sorgen dafür, dass der Rat nicht „intern-religiös“ wird, sondern sein Regierungsmandat für die Stadt behält.
- ▶ **Prophet (Radar/Seher):** Sie bringen das aktuelle „Wort aus dem Mund Gottes“ ein oder das, was sie mit ihren geistlichen Augen wahrnehmen. Ihre Aufgabe ist es, geistliche Widerstände und offene Türen in der Stadt wahrzunehmen. Sie liefern die „Echtzeit-Informationen“ für das Gebet.
- ▶ **Lehrer (Verfassungsexperte):** Sie prüfen jeden Impuls an der „Verfassung“ (der Schrift). Sie stellen sicher, dass der Rat nicht emotionalen Strömungen folgt, sondern fest auf den Rechtsprinzipien des Reiches Gottes steht.
- ▶ **Hirten (Hüter der Integrität):** Sie achten auf die Qualität der Beziehungen und den Charakter der Ratsmitglieder. Sie wachen darüber, dass niemand aus Egoismus handelt und die *dokimasia* (Charakterprüfung) innerhalb des Rates gewahrt bleibt.
- ▶ **Evangelist (Botschafter):** Sie haben die Außenwirkung im Blick. Sie erkennen, wo in der Stadt „Hunger“ besteht, und erkunden, wie die Beschlüsse des Rates praktisch in die Gesellschaft hineinkommuniziert werden können.

Das Protokoll einer „Ekklesia-Sitzung“ (die Tagesordnung)

Stellen wir uns vor, dieser Rat trifft sich für eine Stadt wie die Ihre. Das Treffen ist kein „Gottesdienst“, sondern eine Regierungssitzung.

▶ Phase 1: Konstituierung (Präsenz)

Der Rat kommt zusammen. Der Einstieg ist nicht „Anbetung zur Unterhaltung“, sondern dient dazu, den Stand in der Autorität in Christus bewusst einzunehmen. Man legt die eigene „Krone“ (Ego/Position) nieder und stellt sich ganz hinter die Ziele des Königs.

▶ Phase 2: Hören (geistliches *probouleuma*)

Input der Propheten: „Was nehmen wir aktuell durch den Heiligen Geist für die Stadt wahr?“

Input der Apostel: „Welche strategischen Bereiche stehen heute auf der Tagesordnung – missionarische Aktionen, konkrete Hindernisse, soziale Nöte?“

Die Ratsmitglieder hören gemeinsam darauf, was Gott zu den konkreten Anliegen sagt.

▶ Phase 3: Prüfung (*dokimasia*, Verfassungstreue)

Die Lehrer und die Hirten reflektieren die Impulse: „Entspricht das dem Wesen Gottes? Sind wir als Rat untereinander im Reinen, um die geforderte Autorität auszuüben?“ („Wenn zwei von euch eins werden ...“)

▶ Phase 4: Beschlussfassung (Binden und Lösen)

Hier wird die Regierungsgewalt ausgeübt. Es werden nicht Wünsche geäußert, sondern Dekrete verabschiedet:

Binden: „Wir beschließen für die Stadt Frieden und Kreativität, damit sich für die Verantwortlichen gute, hilfreiche, vernünftige Ideen erschließen. Sie sollen eine gute politische Lösung finden. Die konkreten Ziele sind: ...“

Lösen: „Wir erklären die Vereinbarungen mit einer Macht der Hoffnungslosigkeit/Armut über dem gewissen Stadtteil für aufgehoben und annulliert. [Es folgen konkrete Umsetzungen, die Hoffnungslosigkeit und Armut entgegenwirken.]“

Dies geschieht mit der Autorität, die durch die „Schlüssel des Himmels“ übergeben worden ist.

▶ Phase 5: Delegation (Exekutive)

Die Evangelisten und die Apostel untereinander besprechen praktische Schritte: „Wer muss mit wem in der Stadt sprechen?“ „Welche konkreten Taten der Liebe müssen diesem geistlichen Beschluss folgen?“

Hindernis:

Warum das synagogale Format dies blockiert

In einer Synagoge wird gelehrt, aber nicht regiert. Das synagogale Format macht den Propheten eher zum Wahrsager für Einzelschicksale, aus Aposteln einen Hausverwalter, den Lehrer zum Dozenten für trockene Dogmatik; den Evangelisten macht es vom „Herold des Königs“ zum „Mitglieder-Werber“, den Hirten (Pastor) vom „Hüter der Regierungsfähigkeit“ zum „Wohlfühlbeauftragten“.

In der Ekklesia hingegen sind diese Dienste das „Schattenkabinett“ einer Stadtregierung.

Das größte Hindernis heute ist die Passivität der „Gemeindeglieder“, die gewohnt sind, Konsumenten zu sein statt Bürger in Regierungsverantwortung.

Eine regierungsfähige Ekklesia nach Epheser 4 ist demnach ein Team von Spezialisten, das im Konsens (*homonoia*) die Tagesordnung des Himmels für eine irdische Stadt vorbereitet, durchsetzt und vollzieht. 

Mission is possible in Albanien

Wie man mit wenig Geld viel bewegen kann

Foto: © Wirestock, dreamstime.com



Albanien liegt nur zwei Flugstunden entfernt – und doch ist es eine andere Welt: eines der ärmsten Länder Europas, geprägt von den Narben einer Diktatur, die erst 1991 endete. Bis heute frisst Korruption die öffentlichen Mittel, bevor sie dort ankommen, wo sie sollen: bei den Ärmsten. Kinder bleiben auf der Straße, Familien ohne Perspektive, Dörfer ohne Hoffnung.

Hier können wir mit Wenigem Großes bewirken.

Kinder, die keiner haben wollte

Anna war vier, als sie ins „Bethesda House of Grace“ in Tirana kam. Ihre Mutter war krank, der Vater überfordert. Heute studiert Anna in den USA. – Gabriel wurde als Säugling in einem Plastiksack ausgesetzt, man fand ihn fast erstickt. Seine Großeltern hatten selbst kaum etwas, aber sie nahmen ihn auf.



Kinder, die durch A2B Hilfe erhalten

Bethesda in Tirana und **Aid to the Balkans (A2B)** rund um Elbasan holen Kinder von der Straße, betreiben Tageszentren mit Bildungsangebot, versorgen Familien jeden Monat mit Lebensmitteln und ermöglichen Arztbesuche, manchmal sogar ein Universitätsstudium. Das Wichtigste dabei ist die herzliche Liebe, die die Mitarbeiter den Kindern entgegenbringen.

Eines ist klar: Ihre Schützlinge können zur Schule gehen und haben gut zu essen. Diese Kinder haben Hoffnung und Zukunft.

Etwa 150 Euro im Monat versorgen ein Kind mit Essen und Bildung.

Eine Ziege verändert alles

In den Bergdörfern südlich von Elbasan hat die Armut Namen: Shefqet bekommt keine Rente und muss trotzdem eine ganze Familie ernähren, Nauns Mann ist ins Ausland gegangen, Peter und Maria haben durch einen Blitzschlag alles verloren.

Nick und Sara Wakeley, Irfan und Vera Toska, Miri und Nazmije Jança – diese drei Pastoren-Ehepaare gehen bewusst dorthin, wo andere wegschauen. Und oft bringen sie eine Ziege mit. Die Auswirkung: Vom ersten Tag an gibt es Milch und Käse – aber mehr noch: eine Aufgabe. Wer bisher wie gebannt auf die eigene Not starrte, kümmert sich jetzt um ein Lebewesen. Shefqet hat inzwischen sechs Tiere und versorgt auch die Nachbarn: Empfänger werden zum Geber.

Mit den Ziegen kommt Gemeinschaft: Die Pastoren besuchen die Familien, sie beten für sie und essen mit ihnen. In jedem Dorf soll ein „Haus des Friedens“ entstehen, von dem Gottes Liebe ganz praktisch ausgeht.

Rund 400 Euro kostet eine Ziege mit erstem Futter und einfachem Stall – eine Investition, deren Rendite über Milch und Käse weit hinausgeht.



Wohnküche in einem Bergdorf – unvorstellbar



Ein Schlüssel zur Verwurzelung

Einheit ist keine Option.

Sie hat höchste Priorität. Denn ohne Einheit, so wie Jesus sie versteht, gibt es zwar viele Denominationen und Kirchen, aber leider nicht automatisch *seinen* Leib.

„Daher gebt Vollgas, um in die Einheit zu kommen, die es dann zu bewahren gilt.“ – Niemand sollte auf die vielen schillernden **Einheits-Imitate** hereinfallen müssen.

ohne sie geht vieles nicht



Worum hat Jesus im hohenpriesterlichen Gebet tatsächlich gebetet? Es sind die drei Anliegen, **DAMIT** die **Gleich-wie-Einheit** möglich wird.

Die Koinonia des Heiligen Geistes sei mit euch! Wie Zucker im Kaffee umgerührt miteinander **Koinonia** hat, so sollen wir mit Christus verschmolzen sein.

Mit Ihrem persönlichen „**Einheits-Entwicklungs-Labor**“ können Sie **testen, ob** das, was in der Bibel steht, auch wirklich im Alltag funktioniert. Vieles werden Sie in ganz neuem Licht sehen. So manches fromme Theater hätte dann ein Ende!

Eines ist sicher: Sie selbst spielen in dieser Realität eine Schlüsselrolle!

176 S., Paperback, ISBN 978-3-944764-70-2

€ 16,00 [Staffelpreise]

www.edition-pji.com

... und viele weitere Titel mit Tiefgang

Umfangreiche Leseprobe auch als Hörbuch

Junge Menschen brauchen eine Perspektive – nicht die Ausreise



Viele Jugendliche wachsen ohne Vorbilder und ohne sichere Bildungsräume auf. Die Folge ist oft Migration ohne Plan oder Resignation – bis hin zum Abrutschen in die Kriminalität. Diesen Kreislauf will das **Life Center Durrës** durchbrechen.

In der aufstrebenden Kirchgemeinde vor Ort erhalten Jugendliche kostenlos Englischkurse und Musikunterricht, sie erwerben IT-Kompetenzen und bekommen persönliches Mentoring. Parallel entstehen kleine Sozialbetriebe: ein Café, Kunsthandwerk; und auch der Minifußballplatz zeigt ihnen: Du kannst hier etwas aufbauen. – **Wir unterstützen das Projekt mit Ausstattung, Technik und Know-how.**

Pastoren, die das Land verändern

Seit 2019 begleiten wir ein Netzwerk von Pastoren aus rund zehn Städten. Nach dem Ende der kommunistischen Diktatur erlebte Albanien eine echte Wiedergeburt des Christentums – mit der großen Chance eines Neuanfangs ohne kirchenhistorische Altlasten. Albanische Christen sind zudem stolz darauf, dass Paulus die ersten Gemeinden in Durrës und Apollonia persönlich betreute.



Bei einer „Via-Egnatia-Retreat“ gehen Pastoren singend über eine antike Brücke, die auch Paulus überquert haben muss

Etwa fünfmal im Jahr treffen sich 30 bis 40 Leiter zu Konferenzen und „Via-Egnatia Retreats“ – um gemeinsam zu erarbeiten, was lebendige Kirche heute bedeutet. Was diese Leiter auszeichnet: Sie wissen, dass sie nicht alles wissen. Das macht sie offen für Neues.

Alle humanitären Projekte sind mit diesem Netzwerk verbunden – wer Hilfe empfängt, bekommt auf Wunsch immer auch Zugang zu einer Gemeinde. **Da die albanischen Pastoren von ihrem Gehalt kaum leben können, unterstützen wir die Kosten für Reise und Tagung.**

Mitmachen

Jede Spende kommt an – bei Kindern auf der Straße, Familien in den Bergen und bei Jugendlichen, die eine Zukunft haben sollen.

Spendenkonto von Mission is possible e.V. KSK Göppingen:
IBAN DE23 6105 0000 0049 0096 08
PayPal: paypal.me/mispos

mission is possible



Bild: Wikipedia

2000 Jahre Entwurzelung

Vom lebendigen Organismus zur gelähmten Institution:
Eine Kirchenmutation in zehn Epochen

Das meiste, das wir heute selbstverständlich mit „Kirche“ verbinden – Kirchengebäude, Sonntagspredigt, Trennung von „Hauptamtlichen“ und Gemeinde, liturgische Gewänder –: Was, wenn das meiste davon weder im Neuen Testament begründet ist noch von den ersten Christen praktiziert wurde? Diese provokante These steht im Zentrum des Buches „Heidnisches Christentum?“ von Frank Viola und George Barna.

Ihre Spurensuche durch zweitausend Jahre Kirchengeschichte führt zu einem ernüchternden Befund: Was wir heute als selbstverständlich christlich empfinden, ist in weiten Teilen heidnischen, pharisäischen und imperialen Ursprungs. Das Christentum des ersten Jahrhunderts war kein institutionelles System, sondern ein lebendiger Organismus: Kleine Gemeinschaften versammelten sich in Häusern. Alle brachten sich aktiv ein, es gab weder geweihte Kirchengebäude noch eine professionelle Priesterklasse und auch keine vorgeschriebene Liturgie. Alle Gläubigen galten als Priester: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum.“¹ Jesus Christus war das lebendige Haupt einer spontanen, vom Heiligen Geist geleiteten Gemeinschaft. Doch schon bald begann eine schleichende Degeneration.

Epoche 1: 1.–3. Jahrhundert

Die Vorbereitungsphase: Heidenchristentum und erster Strukturwandel

Wendepunkt 1: Das Ende des Judenchristentums (70 n. Chr.)

Als die Römer 70 n. Chr. Jerusalem zerstörten, verlor das Judenchristentum seinen Rückhalt. Heidenchristliche Gemeinden – geprägt von griechisch-römischem Denken, von Philosophie und der imperialen Vorherrschaft des Römischen Reiches – gewannen an Einfluss; um das Jahr 100 n. Chr. war das Christentum eine nahezu ausschließlich nichtjüdische Bewegung. Der erste Schritt auf dem Weg zur Institution war getan, nicht aus böser Absicht, sondern durch einen schleichenden Prozess kultureller Anpassung.

Griechische Philosophie begann die Theologie zu bestimmen, allen voran der von Platon geprägte Dualismus: hier die sichtbare, unvollkommene Welt, dort die unsichtbare, perfekte Welt. Das hebräische Denken des Neuen Testaments – mit seiner Erwartung einer leiblichen Auferstehung und der Vervollkommenung der Schöpfung – wurde verdrängt; der Gottesdienst wurde zu einer Angelegenheit der Seele, losgelöst vom Alltag. Der Sonntag wurde zum

Das Fresko „Die Schlacht an der Milvischen Brücke“ im Vatikan – gemalt von Giulio Romano nach Entwürfen Raffaels († 1520) – zeigt einen Moment, der Geschichte machte: Am 28. Oktober 312 n. Chr. besiegte Konstantin der Große seinen Rivalen Maxentius.

Der Historiker Eusebius berichtet, Konstantin habe zuvor ein Lichtkreuz am Himmel gesehen mit der Inschrift „In hoc signo vinces“ – In diesem Zeichen wirst du siegen. Er siegte.

Fortan förderte er die Kirche massiv. Was folgte, war die Verschmelzung von Kaisermacht und Kirche – und der Beginn des Christentums als Institution.

„heiligen“ Moment, der Rest der Woche zum „säkularen“ – eine Trennung, die das Neue Testament so nicht kennt.

Wendepunkt 2: Entstehung von Klerus und Laienstand (2.–3. Jh.)

Im zweiten und dritten Jahrhundert entstand schrittweise die Unterscheidung zwischen den Geweihten (Klerus) und der übrigen Gemeinde (Laien). Im neutestamentlichen Bild war jeder Gläubige ein königlicher Priester Gottes. Nun aber zog sich die Erlaubnis, das Wort zu ergreifen, Sakramente zu verwalten und Gottesdienste zu leiten, auf eine spezialisierte Gruppe zurück. Der Mono-Episkopat setzte sich durch: An der Spitze stand der Bischof.

Parallel dazu übernahmen die damaligen Christen die heidnische Totenverehrung; was begonnen hatte als ehrfürchtiges Gedenken an Märtyrer, entwickelte sich zu einem regelrechten Heiligenkult: Grabstätten wurden zu heiligen Orten erklärt, über ihnen entstanden Schreine – die ersten Vorläufer christlicher Sakralbauten. Der christliche „Bischof“ übernahm Titel, Funktion und gesellschaftliches Prestige des heidnischen Stadtpriesters.

„Die Gier nach Reliquien war im 4. Jahrhundert so groß, dass einige christliche Leiter sie ‚einen heidnischen Brauch‘ nannten, der ‚in den Kirchen unter dem Deckmantel der Religion eingeführt‘ worden war, ein ‚Werk von Götzendienern‘.“

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Das römische Priestertum (Pontifex) war eine hochspezialisierte Kaste: ausgebildet, geweiht, ausgestattet mit Titeln und Gewändern, als Einzige fähig, Gott zu nahen. Das Volk schaute zu, die Priester agierten stellvertretend.

Epoche 2: 4.–6. Jahrhundert

Die Hauptkatastrophe: Das konstantinische Erbe und die Geburt der Institution

Wendepunkt 3: Kaiser Konstantin und der Kirchenbau (312–330 n. Chr.)

Als Konstantin 312 n. Chr. zum Caesar des weströmischen Reiches aufstieg, änderte sich die Lage der Christen schlagartig: Nach Jahrhunderten der Verfolgung genossen sie nun des Kaisers Gunst – und bezahlten dafür einen Preis, der sich erst im Rückblick erschließt. Konstantin ordnete den Bau von Kirchengebäuden an, die nach dem Vorbild der römischen Basilika gestaltet waren: vorn eine erhöhte Bühne für die Amtsträger, hinten Sitzreihen für die (passiven) Zuschauer.

Konstantins Basiliken wurden exakt über Märtyrergabstätten errichtet, nach demselben Prinzip wie heidnische Tempel über geweihten Stätten. Brunnen im Vorhof dienten den Gläubigen zur Reinigung, bevor sie das „Gotteshaus“ betraten, das kannte man aus heidnischen Reinigungsriten. Der Begriff „Gotteshaus“ ist dem Neuen Testament fremd. Der

Historiker Rodney Stark konstatiert: Statt den Sieg des Christentums zu vollenden, habe Konstantin eine dynamische und dezentrale Basisbewegung zur stolzen Institution gemacht.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Heidnische Tempel wurden errichtet über als heilig geltenden Orten – über dem Grab einer Gottheit, einer Orakelstätte oder einem Naturphänomen. Das Gebäude war der irdische Wohnsitz eines Gottes; es zu betreten, erforderte Reinigungsrituale.

Wendepunkt 4: Heidnisch-kaiserliche Liturgie als Gottesdienstform

Mit der Architektur hielt auch das kaiserliche Hofzeremoniell Einzug in den christlichen Gottesdienst: Kerzen und Weihrauch wurden vor dem Kaiser hergetragen, wenn er öffentlich erschien; Konstantin übertrug dies auf den Klerus. So wurde der Gottesdienst theatralischer, feierlicher und professioneller – die formlose Versammlung des ersten Jahrhunderts wurde zur Aufführung.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Im Kaiserkult des Römischen Reiches wurden dem Herrscher Leuchter und Weihrauch vorangetragen als Zeichen seiner göttlichen Würde. Die liturgischen Gewänder der Priester waren den Amtsroben römischer Beamter nachgebildet – die Farbe zeigte den Rang an.

Wendepunkt 5: Opfer, Priesterklasse und Sakralraum (4.–6. Jh.)

Nun konsolidierten sich drei Elemente, die den Charakter des institutionellen Christentums bis heute prägen: Das Abendmahl wurde zur stilisierten „heiligen Kommunion“ und schließlich zum Opferritual („Messe“). Die Versammlungshäuser entwickelten sich zu heiligen Schreinen, nach platonischer Philosophie erbaut, um im Besucher Gefühle der Mystik, Ehrfurcht und Transzendenz zu wecken. Das neutestamentliche Abendmahl – ein komplettes Gemeinschaftsmahl in Privathäusern – wurde zur sakralen Opferhandlung nach dem Muster heidnischer Mysterienriten, vollzogen durch den Priester am Altar.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Die Mysterienkulte der Antike – Mithras, Demeter, Dionysos – praktizierten ein geheimes, nur Eingeweihten zugängliches Sakralmahl, bei dem der Priester als Mittler zwischen Gottheit und Gläubigen ein symbolisches Opfer vollzog. Der Kultraum war ein heiliger Bezirk; nur am Altar war ein Kontakt mit der Gottheit möglich.

Wendepunkt 6: Die Predigt als Monopol des Klerus (3.–5. Jh.)

Aus dem offenen, partizipatorischen Gottesdienst des Neuen Testaments wurde ein Klerikal-Monolog. Im 3. Jahrhundert führte Cyprian von Karthago das Pulpitum ein, eine erhöhte Plattform, den Vorläufer der Kanzel. Diese Veränderung im Gebäude unterstrich: Der Prediger ist der Experte,

die Gemeinde demütiger Empfänger. Damit wurde das neutestamentliche Prinzip, einander zu erbauen, strukturell unmöglich gemacht – nicht durch Verbot, sondern durch Architektur: Das Neue Testament beschreibt eine Versammlung, in der viele reden, fragen und sich gegenseitig erbauen.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Die griechisch-römische Redekultur hatte eine eigene Berufs-kategorie hervorgebracht: den Sophisten, den Rhetor. Der stand auf einem erhöhten Podest und trug dem schweigenden Publikum seine Rede vor. Er wurde bezahlt und bewundert für seine Schlagfertigkeit und stilistische Brillanz. Das Zuhören geschah passiv, war allgemein aber hoch angesehen.

Epoche 3: 16.–19. Jahrhundert

Die verpasste Chance: Reformation und Erweckung im Bann der Institution

Wendepunkt 7: Die Reformation – Übernahme des institutionellen Erbes

Das konstantinische Zeitalter schuf eine Institution; die Reformation hätte das aufbrechen können, das tat sie aber nicht – zumindest nicht so, wie es notwendig gewesen wäre. Als Luther, Calvin und andere Reformatoren das Szepter ergriffen, übernahmen sie Tausende mittelalterlicher Kathedralen aus der Hand lokaler Fürsten; Abhängigkeiten waren die Folge. Der Altar wich der Kanzel – eine durchaus bedeutsame Änderung; doch war das nur eine Verschiebung innerhalb desselben Rahmens: Die Kirche blieb Institution.

„Die Reformatoren veränderten die Botschaft, nicht aber den Boten. Sie reformierten die Theologie, aber nicht die Struktur. Und die Struktur formte – still und beharrlich – die Gemeinschaft.“

Der Kirchenraum wurde weiterhin als „heiliger Ort“ behandelt, mit besonderen Regeln, da hier Gott gegenwärtig sei – eine Vorstellung, die das Neue Testament keinem Gebäude zuschreibt: Laut dem Hebräerbrief hatte Christus den Tempelkult endgültig abgelöst.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Der jüdische Tempel mit seinem Allerheiligsten, dem Vorhang, dem Altardienst und der abgesonderten Priesterschaft – nach diesem Modell wurde das mittelalterliche Kirchengebäude gestaltet: Chor (= Allerheiligstes), Altar (= Heiligtum, Opferstätte), Schiff (= Vorhof der Laien). Diese alttestamentliche Raumaufteilung hatte eigentlich ihre Grundlage verloren: Christus hat den Vorhang zerrissen.

Wendepunkt 8: Taufe und Abendmahl – Sakralisierung statt Gemeinschaft

Im Zuge der Reformation wurden Taufe und Abendmahl heftig debattiert – doch im Wesentlichen änderte sich nichts, diese ursprünglich lebendigen Handlungen der Gemeinschaft behielten die Funktion antiker Mysterienriten und waren

weiterhin institutionalisiert: die Säuglingstaufe als Rechtsakt (Kirchenmitgliedschaft), das Abendmahl als regelmäßige Gnadenspende. Das neutestamentliche Bild – Taufe als bewusster, öffentlicher Vollzug der Glaubensentscheidung, Abendmahl als Gemeinschaftsmahl zur Bewusstmachung des vollbrachten Erlösungswerkes Christi – blieb im Hintergrund.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

In antiken Mysterienkulten – etwa den Eleusinischen Mysterien oder dem Mithras-Kult – wurde die Aufnahme vollzogen mittels Initiation durch Wasser und ein heiliges Mahl. Dabei wurde dem Neuling durch magische Riten übernatürliche Kraft übertragen, sein innerer Zustand war dabei belanglos.

Wendepunkt 9: Erweckungsbewegung

in den USA – Showtime und Programmkirche

Die Erweckungsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts brachten neue Formen, die halten sich ebenfalls bis heute: Charles Finney entwickelte die sogenannten „neuen Maßnahmen“ – wiederholbare und vorhersehbare Methoden zum „Bekehrungserlebnis“. Gleichzeitig entstanden Kirchenbauten, die an Konzerthallen erinnern: ein Hörsaal, ausgerichtet auf die dramaturgische Darbietung von Prediger und Chor. Nun waren Versammlungen auch in Erweckungskirchen zur Konsum-Veranstaltung geworden.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Das antike römische Theater zielte auf die Katharsis, die emotionale Erschütterung und „Reinigung“ des Publikums. Finneys Massenveranstaltungen kopierten diese Dramaturgie: verdunkelter Raum, emotionale Musik, rhetorisch aufgebauter Spannungsbogen, Kulminationspunkt zum Altar-Ruf („Bekehrung“). Besonders im Mithras-Kult, aber auch in anderen Mysterienreligionen, war der inszenierte „Durchbruch“ zentrales Element. Die Bekehrung wurde zum wiederholbaren Ergebnis.

Wendepunkt 10: Das institutionelle Erbe im 20.–21. Jahrhundert

Im 20. und 21. Jahrhundert folgten weitere Veränderungen – Megachurches, „sucherfreundliche“ Gottesdienste, Satellitenkirchen, Gottesdienste übers Internet (Livestream). Viola und Barna sehen darin die alten Modelle in neuer Verpackung; die Grundstruktur blieb unangetastet: passives Publikum, professioneller Klerus, Sakralbau, vorhersehbarer Ablauf.

Mit ihrer professionellen Performance bedient die moderne „Megachurch“ diese Dynamik bestens: maximale emotionale Stimulation bei minimaler persönlicher Beteiligung. Weiterhin ist aufgrund der Struktur das neutestamentliche Bild – „Wenn ihr zusammenkommt, so hat jeder von euch einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarung“² – nicht möglich.

Institutionelle Kirchen in den USA verfügen über Grundbesitz im Wert von über 600 Mrd. Dollar, etwa 25–35 % der Einnahmen fließen allein in den Unterhalt der Gebäude. Einer

Kirche, die drei Vierteln ihres Geldes in den Erhalt der eigenen Struktur steckt, bleibt nur wenig Spielraum für den Auftrag, den Christus uns gegeben hat – für Mission und humanitäre Hilfe bleiben oft nur 10–15 %. In der Urgemeinde stand das im Mittelpunkt.

★ HEIDNISCHER URSPRUNG

Das antike Rom kannte das Prinzip „*Panem et circenses*“ – Brot und Spiele: Große Spektakel in Amphitheatern hielten die Bevölkerung bei Laune und erzeugten Gemeinschaftsgefühl sowie emotionale Bindung an die herrschende Struktur. Die Zuschauer blieben dabei passiv: Dabei sein ist alles.

Was bleibt – und was folgt daraus?

Viola und Barna sind keine destruktiven Pessimisten, ihre Kritik ist explizit konstruktiv: Sie wollen nicht Gemeinden spalten, sondern informieren. Das Buch endet nicht mit einer Anklage, sondern mit einer Einladung: nachzufragen, was die Schrift wirklich meint, wenn sie von „Ekklesia“ spricht – nicht ein Gebäude, keine Veranstaltung mit vorhersehbarem Ablauf und auch keine Institution, sondern eine Gruppe von Menschen, die gemeinsam Gottes Auftrag ausführen wollen. [Siehe Artikel ab Seite 45.]

Das konstantinische Zeitalter, die Reformationszeit und die Erweckungsbewegung – in diesen drei großen Epochen wurde das institutionelle Erbe nicht etwa abgelegt, sondern subtil immer tiefer eingeschrieben. Zugutehalten muss man: Kein einziger der oben dargelegten Schritte war böswillig, sie waren gut gemeinte Anpassungen an die jeweilige Kultur. Die heidnischen Einflüsse kamen nicht als offensichtliche Fremdkörper daher; sie wurden aufgegriffen, christianisiert, mit biblischen Bezeichnungen etikettiert und schließlich für heilig erklärt.

Das ist vielleicht der eigentlich beunruhigende Befund: Nicht böse Absicht hat das Christentum verformt, sondern Gewöhnung. Wie J. C. Ryle beobachtete, gelten Traditionen zunächst als nützlich, dann als notwendig und schließlich als heilig; wer sie hinterfragte, der riskierte, als Ketzer diffamiert zu werden. Das Buch lädt ein, innezuhalten und zu fragen: Was beten wir an – Gott oder die Form, an die wir uns gewöhnt haben? 

„Würden alle Christen auf dieser Welt aufhören, ein Gebäude ‚Kirche‘ zu nennen, allein das würde bereits eine Glaubensrevolution auslösen.“

Zusammenfassung des Buches von Frank Viola und George Barna *Heidnisches Christentum? Über die Hintergründe mancher unserer vermeintlich biblischen Gemeindefraditionen*, GloryWorld-Medien, 2010.

- 1 1. Petrus 2,9.
- 2 1. Korinther 14,26.

Bestellen bei: www.edition-pji.com



von Tobias Böttger

Es ist die Nacht auf den 19. Juli 64 n. Chr. Was als überschaubarer Brand im Circus Maximus beginnt, wächst innerhalb von Stunden an zu einer Feuersbrunst, die sechs Tage und sieben Nächte lodern wird, bis zehn der vierzehn Stadtbezirke Roms zerstört oder schwer beschädigt sind. Kaiser Nero – mit sechzehn Jahren auf den Thron gelangt, leidenschaftlicher Künstler und skrupelloser Machtmensch – sieht in den rauchenden Trümmern vor allem Platz für seine Domus Aurea, den „Goldenen Palast“. Hat er selbst den Befehl zur Brandlegung gegeben? Das weiß keiner, bis heute nicht. Sicher ist: Der Wiederaufbau, jahrelange Grenzkriege und die kostspielige Brot-und-Spiele-Politik forderten die Staatskasse extrem, leerten sie drastisch. Nero brauchte Geld – und erfand ein System, das die Weltwirtschaft bis heute prägt.

Inflation: Die Kunst der Verwässerung

Neros Lösung war so simpel wie folgenreich: Er ließ die Münzen fälschen – systematisch und ganz offiziell. Der römische Denar, Rückgrat der Handelswirtschaft im gesamten Mittelmeerraum, hatte bis dahin ein Gewicht von rund 4,55 Gramm bei einem Feingehalt von nahezu 98 Prozent Silber. Nero senkte das Gewicht auf 3,4 Gramm und mischte das verbliebene Silber mit minderwertigem Kupfer. Ohne Gegenleistung wurde so die Geldmenge um ein Drittel aufgebläht – das lateinische Wort dafür lautet „inflare“. Inflation.

Das Prinzip lässt sich vergleichen mit einer Suppe: Streckt man sie mit Wasser, vergrößert sich die Menge im Topf – doch jeder Löffel enthält nun weniger Kalorien. Genau das passiert bei der Inflation: Die Geldmenge steigt, aber jeder Denar verliert daraufhin an Kaufkraft.

Was Nero begann, setzten seine Nachfolger mit Begeisterung fort: Unter Gallienus um 260 n. Chr. enthielt der Denar nur noch zwei bis fünf Prozent Silber – kaum mehr als eine dünne Beschichtung über einem Kupferkern. Die Folge war laut antiken Quellen katastrophal: Händler nahmen keine Münzen mehr an, sondern kehrten zum Tauschhandel zurück; statt mit Geld bezahlte man wieder mit Naturalien. Historiker sehen darin einen Hauptauslöser für die „Krise des 3. Jahrhunderts“ und letztlich für den Untergang des weströmischen Reiches. Der Ökonom Thomas Gresham hat den Mechanismus als Gesetz formuliert: Bei Annahmewang verdrängt schlechtes Geld das gute. Konkret: Wer alte, schwere Denare besaß, schmolz sie ein oder vergrub sie – archäologische Schatzfunde quer durchs Imperium belegen das eindrucklich.

Von der Geldentwertung zum Glaubensverlust

Um von seinem Versagen abzulenken, suchte Nero einen Sündenbock – und fand ihn in den Christen. Tacitus dokumentiert in den „Annalen“, wie Christen verhaftet, verurteilt und in öffentlichen Spektakeln hingerichtet wurden: von Hunden



Nero, Erfinder der Inflation

Wenn Werte
verwässern –
beim Geld
wie im Glauben



Montage zweier Gemälde:
„Nero in Baiae“, Jan Styka (1858–1925)
und „Feuer von Rom“, Hubert Robert (1733–1808)

zerrissen, gekreuzigt, als lebende Fackeln verbrannt; auch die Apostel Petrus und Paulus fielen dieser Verfolgung zum Opfer. Doch die Rechnung ging nicht auf: Statt unterzugehen, wurde die Bewegung stärker. Tertullian prägte die Devise: „*Semen est sanguis Christianorum*“ – das Blut der Märtyrer ist Same.

Die frühe Gemeinde hatte dem äußeren Druck standgehalten, doch bald setzte ihr eine subtilere Veränderung zu: eine schleichende Inflation des Glaubens. So, wie Nero das Silber des Denars mit billigem Kupfer streckte, so begann die Kirche, die Kernbotschaft der Erlösung mit fremden Einflüssen zu vermengen – durch die Verschmelzung mit weltlicher Macht spätestens seit Kaiser Konstantin und durch die Injektion des jeweiligen Zeitgeistes in Lehre und Praxis: Die Form blieb, die Substanz verringerte sich.

Parallel zur Wertminderung des Denars verloren Christen schrittweise befreiende Glaubensinhalte – allen voran die Botschaft vom Reich Gottes, das alle Lebensbereiche umgestaltet. Ohne diese Dimension verliert das Evangelium an Auswirkung auf das irdische Leben und hat auf viele konkrete Nöte keine Antworten mehr. Das Resultat ist eine geistliche Inflation, die sehen wir bis heute: Man wendet gewaltige Ressourcen an Zeit, Personal und Finanzen auf, doch die Ergebnisse werden immer magerer. Die drastischen Kirchenaustrittszahlen – jährlich verlassen rund 700 000 Menschen die großen deutschen Kirchen – zeigen eindrücklich den Verlust an Vertrauen und Relevanz.

Rückkehr zu wahren Werten

Die Geschichte lehrt uns: Auf Dauer scheitern inflationäre Systeme immer. Der römische Silberdenar endete als wertlose Kupferprägung, das Imperium zerfiel. Doch es gibt eine Konstante, die alle Krisen überdauert: reines Silber mit vollem Gewicht ist seit über 4000 Jahren das bewährteste Tauschmittel der Menschheit; kein staatliches Dekret kann es verwässern, keine Zentralbank per Beschluss vermehren. Der erste überlieferte Immobilienhandel der Geschichte – Abrahams Kauf von Acker und Grabhöhle – erfolgte mit reinem Silber. Sorgfältig wurde es nach damals gültigen Maßeinheiten abgewogen, standardisierte Münzen oder Barren existierten noch nicht.

Wer heute echtes Silber erwirbt, investiert damit oft bewusst in mehr als nur in Vermögen – es ist zugleich ein Bekenntnis zu Wahrheit und Substanz.

Ähnlich verhält es sich mit dem Glauben: Eine echte Investition in die ganze Wahrheit, frei von politischer oder kultureller Beimischung und mit voller Auswirkung auf Alltag und Leben, bietet eine Sicherheit und Attraktivität, mit der es kein menschliches Denksystem aufnehmen kann.

Eine Investition in reale (Silber-)Werte schützt vor dem Schicksal derer, die Neros „Wassersuppe“ vertrauten und dadurch verarmten. Es lohnt sich immer, auf das zu setzen, was wahr ist und Bestand hat – geistlich und materiell.

Tobias Böttger gründet seit 2004 Unternehmen mit dem Ziel, das Reich Gottes zu fördern. Als Wertmetallexperte schreibt er über historische Hintergründe des Geldes und der Finanzwirtschaft aus der Perspektive christlicher Wertmaßstäbe. Information zu Wertmetall auf Seite 30.

NEGATIVWACHSTUM

Wer auf guten Boden sät,
der erntet bis zu hundertfach;
wer aber auf schlechten sät ...

Foto: © Agentur Pili J.G. Montage

Das Ende der „Kirche als Gebäude“ – warum die Statistik uns zur *Ekklesia* ruft. Von Institution zur Bewegung: Ein Blick auf die nackten Zahlen bis ins Jahr 2060 offenbart nicht nur eine Krise, sondern auch eine historische Chance für das Christentum in Deutschland

Vor kurzem wurden die Zahlen der Kirchengaustritte 2025 veröffentlicht. Was auf viele wie eine trockene Statistik wirkt, ist in Wahrheit das Protokoll eines anhaltenden Wandels – wir erleben nicht nur das Schrumpfen von Mitgliederlisten, sondern das Ende eines Modells, das in Europa über tausend Jahre lang die Kultur geprägt hat: die Volkskirche. Doch wer die Zahlen genau anschaut, könnte hinter dem Verfall der Institution den Umriss von etwas Alt-Neuem entdecken: der *Ekklesia*.¹

Halbierung: Eine mathematische Gewissheit

Die „Freiburger Projektion“, eine wissenschaftliche Langzeitstudie, zeichnet ein unerbittliches Bild: Bis zum Jahr 2060 wird sich die Zahl der Kirchenmitglieder in Deutschland in etwa halbieren – waren es 2017 noch rund 45 Mio. Menschen, werden es 2060 nur noch ca. 22 Mio. sein.

Die Demografie? Sie erklärt nur einen Teil dieses Rückgangs; hauptsächlich beruht er auf bewussten Entscheidungen: Menschen treten aus, Eltern lassen ihre Kinder nicht mehr taufen, junge Erwachsene finden keinen Zugang mehr.

Parallel dazu bleibt die Einwohnerzahl Deutschlands aufgrund von Migration stabil – bei etwa 80–84 Mio. Während die Gesellschaft also numerisch konstant bleibt, schrumpft die Kirche weiter. 2060 wird nur noch jeder vierte Deutsche einer der beiden großen Kirchen angehören.

Die Einprozentklausel

Noch drastischer wird es, wenn man nicht auf die Kirchensteuerzahler schaut, sondern auf die aktiven Teilnehmer: In den Großkirchen liegt der Anteil der regelmäßigen Gottesdienstbesucher bereits heute im einstelligen Prozentbereich

– umgerechnet auf die Gesamtbevölkerung besuchen in Deutschland an einem gewöhnlichen Sonntag kaum mehr als 1,5–1,8 % der Menschen einen Gottesdienst.

Laut Hochrechnungen sinkt dieser Anteil bis 2060 auf unter 1 % der Bevölkerung. Eine politische Partei muss bei einer Wahl mindestens 5 % der Stimmen erreichen, um Abgeordnete ins Parlament entsenden zu können. Und die Kirche?

Die Kirche als „soziale Normalität“ – als einen religiösen Ort, den man aufsucht aus Tradition oder sozialem Pflichtgefühl –, diese Art Kirche geht dem Ende zu.

Die Immobilien-Last: Wenn Steine zum Mühlstein werden¹

Dieser Rückgang hat ganz reale, sichtbare Konsequenzen: Die Kirchen in Deutschland sitzen auf einem gigantischen Immobilienberg von etwa 160 000 Gebäuden. Wer soll die unterhalten, wenn die Einnahmen wegbrechen?

Die Prognosen sind eindeutig: Bis 2060 müssen sich die Kirchen von etwa 40 000 Immobilien trennen, das ist jedes vierte bis dritte Gebäude. Kirchen werden profaniert (entwidmet), Pfarrhäuser verkauft, Gemeindezentren abgerissen. Man wird sich von der „Kirche im Dorf“ verabschieden müssen.

In der theologischen Reflexion markiert dies den Zusammenbruch des „Synagogen-Modells“. Die Fixierung auf den sakralen Raum, auf das Gebäude als Zentrum des christlichen Lebens, wird durch die wirtschaftliche Realität unmöglich gemacht. Die Kirche verliert ihre „Hülle“ – und wird so gezwungen, zu ihrem Kern zurückzukehren.

Das Paradoxon: Wachstum im Kern

Die großen Institutionen schrumpfen, doch zeigt die Statistik auch ein anderes Bild: In Freikirchen, insbesondere im charismatischen Spektrum, beobachten wir Stabilität oder sogar Wachstum – so meldet der Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP) kontinuierlichen Zuwachs.

Wie kann das sein? Ein Blick in die Soziologie zeigt: Diese Gemeinden definieren sich oft weniger über Gebäude oder

Traditionen, sondern über die aktive Beteiligung und das geistliche Leben; die Aktivitätsrate liegt oft bei über 70 %.

Der Übergang von der „Institution“ zur „Ekklesia“ ist absehbar. „Ekklesia“ wurde ursprünglich nie als Gebäude verstanden, sondern als eine „herausgerufene Versammlung“ mit einem klaren Auftrag. Sie war die Vollzugsinstanz des Reiches Gottes – handlungsfähig, autoritativ und „in der Welt, aber nicht von der Welt“. Während die Großkirchen als kulturelle Dienstleister weniger Nachfrage haben, scheinen verbindliche geistliche Lebensformen Zukunft zu haben.

Vom Hörensagen zu Ohren, die von Gott hören

Inmitten dieses Trauerbildes aus sinkenden Mitgliederzahlen und verkauften Kirchengebäuden rückt ein Bibelvers in ein völlig neues Licht:

„So kommt der Glaube aus dem Hören, das Hören aber durch das Wort Gottes.“²

In der digitalen und säkularen Welt von 2026 und darüber hinaus wird deutlich: Glaube wächst nicht mehr vom „Hörensagen“ als kulturellem Erbe menschlicher Tradition; das Modell einer zuschauerorientierten Institution läuft aus.

Die Statistik zwingt uns zur Rückbesinnung auf das Wesentliche: eine Gemeinschaft von mündigen, freien Bürgern, die das Wort direkt empfängt und daraus eine geistliche Handlungsfähigkeit entwickelt. Wenn die äußere Form zerbricht (Gebäude, Kirchensteuer), dann bleibt, was wirklich trägt: die lebendige Verbindung zum Haupt der Kirche, Jesus Christus.

Die digitale Ekklesia – Vernetzung jenseits der Kirchtürme

Wenn bis 2060 jedes dritte Kirchengebäude verschwindet, stellt sich die existenzielle Frage: Wo findet Gemeinschaft dann statt? Massive Verschiebungen deuten sich an. Während die „Kirche im Dorf“ erodiert, entstehen neue, hybride Räume.

Wo zwei oder drei übereinkommen und in Koinonia-Beziehung mit Christus verbunden sind, ist erstens Christus dort gegenwärtig und zweitens können sie als Ekklesia handeln: Was diese kleine Gruppe auf der Erde bindet, wird im Himmel gebunden sein, und entsprechend auch, was sie löst.³

Digitale Vernetzung ist da weit mehr als nur ein technisches Hilfsmittel. Einer Ekklesia, die sich als „Regierungsinstanz“ des Reiches Gottes versteht, bietet der digitale Raum die Chance, die geografische und theologische Zersplitterung zu überwinden.

- ♦ Vom Ort zur Relevanz: Gemeinschaft definiert sich künftig nicht mehr durch ein Gebäude, sondern über die Beziehung zu Christus, den Auftrag und eine übereinstimmende geistliche Ausrichtung.
- ♦ Das „Hören“ im digitalen Zeitalter: Ins Zentrum rückt die Qualität des verkündeten Wortes: Wer ein Ohr hat, der hört, was der Geist heute der Ekklesia direkt sagt. Das Internet wird zum Verstärker und zur Bestätigung. Natürlich ist es

dann wichtiger denn je, die Geister unterscheiden zu können; denn wie zu jeder Zeit wird die Verführung nicht enden.

In einer Welt, in der die institutionellen Hüllen zerbrechen, wird die digitale Vernetzung gleichsam zum Nervensystem einer weltweit agierenden, aber lokal wirksamen Ekklesia. Das ermöglicht es einer schrumpfenden Minderheit, global verbunden und lokal handlungsfähig zu bleiben.

Geistliche Autorität statt institutioneller Verwaltung

Ein entscheidender Punkt in diesem Veränderungsprozess ist der Wechsel von der „religiösen Verwaltung“ zum „geistlichen Vollzug“. Der abgeschlossene Raum für religiöse Riten wird zunehmend leer.

Die Krise der Statistik ist in Wahrheit eine Krise der Relevanz. Eine Institution, die nur noch Tradition verwaltet (Hörensagen), wird in einer säkularen Mehrheitsgesellschaft nicht mehr wahrgenommen. Eine Ekklesia hingegen, die Kraft aus der unmittelbaren Gottesbeziehung erfährt, wird gerade in dieser Krise unentbehrlich.

Wenn die Privilegien der Volkskirche schwinden, zählt nur die Kraft des Evangeliums. Die Zukunftsfähigkeit einer Gemeinde wird sich darin zeigen, wie sie in einer konfessionslosen Welt Orientierung bietet, Heilung zuspricht und als „herausgerufene“ Gemeinschaft eine kraftvolle Gesellschaftsform vorlebt.

Gute Aussichten: Die Chance der Minderheit

Für Kirchenfunktionäre könnte der Ausblick auf das Jahr 2060 düster klingen. Doch für Christen, die Gemeinde als „Ekklesia“ verstehen, ist er eine Befreiung:

- ♦ Wir werden weniger sein, aber dafür bewusster.
- ♦ Bei weniger Gebäuden haben wir mehr Präsenz im Alltag.
- ♦ Christen sind nicht mehr „Volkskirche“, dafür „Salz & Licht“.

Die Zahlen sagen: Das Zeitalter der religiösen Verwaltung endet, geistliche Autorität hat Konjunktur. Die Zukunft der Kirche liegt nicht im Erhalt von Immobilien, sondern in der Kraft derer, die Gottes Wort hören und danach handeln.

Die harten Fakten – Großkirchen 2060

- ♦ Mitglieder: Rückgang von 45 Mio. (2017) auf ca. 22,7 Mio. (2060).
- ♦ Konfessionslose: ab ca. 2027 die absolute Mehrheit in Deutschland (> 50 %).
- ♦ Immobilien: Jedes dritte kirchliche Gebäude steht vor dem Aus.
- ♦ Aktive: Der Anteil der regelmäßigen Kirchgänger sinkt auf unter 1 % der Bevölkerung.



1 Ausführliches über Ekklesia lesen Sie auf Seite 45.
2 in Anlehnung an Markus 9,42.
3 Römer 10,17.
4 Matthäus 18,18–20.



Peter Ischka

Was passiert, wenn in einer krisengeschüttelten deutschen Kleinstadt zwölf nebeneinander bestehende Kirchgemeinden plötzlich miteinander das ausprobieren, worüber sie jahrelang nur gepredigt haben? Was daraus folgen kann, lässt sich schwer erklären – aber man kann es fiktiv erzählen.

Stellen Sie sich eine Stadt vor, in der die Kirchen faktisch unsichtbar sind: Zwar gehören offiziell 45 Prozent der Einwohner einer Konfession an, von denen sitzt aber nicht einmal jeder Zehnte gelegentlich mal in einem Gottesdienst. Die zwölf Kirchgemeinden der Stadt kennen einander kaum; ein paar ihrer Leiter und Mitarbeiter treffen sich ab und zu bei Sitzungen und klagen eher, wie schwierig alles ist. Ein populistischer Politiker kanalisiert die Ängste der zunehmend arbeitslosen Industriearbeiter, die Kirchengebäude bleiben ziemlich leer.

Das ist keine erfundene Dystopie; in vielen Mittelstädten im deutschsprachigen Raum ist das Alltag – Ausgangspunkt für eine Geschichte, die fragt: Was müsste anders werden, damit sich etwas ändert?

Die Diagnose: Engagiert, aber erschöpft

Die Kirchenleiter dieser Stadt sind nicht gleichgültig und schon gar nicht faul: Pfarrerin Miriam Scholl bereitet ihre Predigten akribisch vor; Pastor Daniel Ehrhardt kämpft mit voller Kraft für seine Baptistengemeinde, was ihn innerlich jedoch aushöhlt; Hauptmann Lieselotte Engel von der Heilsarmee leitet Suppenküche, Kleiderkammer und Schuldnerberatung gleichzeitig ...

Das Problem ist nicht mangelndes Engagement, problematisch ist das Modell: zwölf Gemeinden, jede mit einem professionellen Dienstleister, oder trifft die berühmte „eierlegende Wollmilchsau“ besser zu? Zwischen den Kollegen stehen stabile Mauern. Vor lauter Aufgaben bleibt keine Zeit zum Drüberschauen. Jeder muss gewissermaßen das Rad neu erfinden. Ihre strukturell bedingte Erschöpfung ist das vorhersehbare Ergebnis eines Kirchenmodells, das bis heute auf dem antiken Priestermodell basiert und darauf, dass die Laien dazu verdammt sind, für die Zeremonie das ehrfürchtige passive Publikum zu stellen.

„Das destruktive Muster von Klerus und Laien hat bisher noch jede Reformation überdauert und ist weiterhin fest in unserem Unterbewusstsein verhaftet; zu viele warten auf die ausführenden Spezialisten. Die anderen schauen zu und kritisieren.“ – Wie geht Einheit?

Der Anstoß: Ein Büchlein ohne Absender

Auslöser für Veränderungen in dieser Stadt war nicht eine Konferenz, auch nicht ein charismatischer Redner. Es war ein schlichtes Büchlein. An einem Frühlingstag lag es bei allen zwölf Leitern der Stadt im Briefkasten. Kein Absender. Nur eine handgeschriebene Karte: „Für die Zeit, die jetzt kommt.“

Das Büchlein – „Wie geht Einheit?“ – stellte eine Frage, die viele für längst beantwortet hielten: Was meinte Jesus eigentlich, wenn er von Einheit sprach? Die Antwort überrascht: Jesus habe in Johannes 17 nicht um Einheit gebetet, nicht: „Vater, mach sie eins!“, wie man es aus unzähligen Predigten und Liedern kennt, sondern er betet um die drei Vorausset-

zungen, damit Einheit überhaupt möglich wird: „Bewahre sie in deinem Namen, bewahre sie vor dem Bösen, heilige sie in der Wahrheit.“ Das, so das Büchlein, sollten auch unsere drei Bitten an Gott sein; Einheit wäre dann die Frucht. Denn wer zusammen mit zwei, drei anderen Menschen um diese drei Anliegen ringt, streckt sich selbst danach aus.

Die Methode: Das kleinste vollständige Gefüge

Das Büchlein schlägt vor, ein „Einheits-Entwicklungs-Labor“ zu starten (je mehr, desto besser, versteht sich). Die Anleitung ist einfach: Suche zwei Menschen. Trefft euch wöchentlich. Esst miteinander. Erzählt euch eure echten Geschichten – nicht die frommen Vorzeige-Versionen. Sprecht über eure Fehler, Zweifel und die Momente, in denen Gott weit weg schien. Betet füreinander. Haltet den anderen für wichtiger als euch selbst.

Zur Veranschaulichung dient ein Bild aus der Biologie – das H₂O-Molekül, eines der kleinsten unseres Alltags und ein absolut lebenswichtiges: zwei Wasserstoffatome und ein Sauerstoffatom in einer festen Verbindung, und das nicht nur sonntags. Wer denkt da nicht an die „zwei oder drei“, die in Seinem Namen *koinonia* – „Gemeinschaft“ haben? Für dieses kleinstmögliche Gebilde gibt es gigantische Verheißungen!

Siegfried Wanner, Pfingstpastor in einer zerrissenen Gemeinde, begann dieses Labor mit seiner Frau am Küchentisch – und erzählte ihr zum ersten Mal, was ihm in seiner Jugend angetan worden war. Sie weinte nicht für ihn, sondern mit ihm. Hermann Bock, siebzjähriger Ältester in der Brüdergemeinde – bisher überzeugt, die einzigen Bibeltreuen in der Stadt zu leiten – schrieb nach dem ersten echten Gespräch in sein Tagebuch: „Halte dich nicht selbst für weise.“

Die Entdeckung: Das größere Molekül, die DNA

Das Büchlein fordert heraus, eine weitere Provokation hat es aus Epheser 4,10–11: Christus in seiner Macht und Herrlichkeit kann nie durch einen einzigen Menschen repräsentiert werden, deshalb hat er der Gemeinde die Fünfer-Teams gegeben – Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer. Die wirken in Einheit zusammen und können so alle zur Einheit des Glaubens führen. Das Neue Testament kennt also nicht den *einen* Universalpezialisten, sondern ganz unterschiedliche Dienst-Begabungen; nur im Zusammenwirken, so das Büchlein, zeigen sie den vollen Christus. Das ist vergleichbar mit Jobbezeichnungen wie „Schreiner“ oder „Klempner“: Wenn der Tisch wackelt oder der Abfluss verstopft ist, ruft man den, der gerade gebraucht wird; aber gemeinsam halten sie ein Haus in Schuss. Die Brücke zur Molekularbiologie liegt nahe: Die DNA besteht aus fünf Nukleobasen, und diese fünf Bausteine gemeinsam tragen die vollständige Information für einen Organismus. Fehlt einer, so die Allegorie, leidet der ganze Leib (bei „Gemeinde“ scheint dieses Leiden die Normalität zu sein).

Das mit dem Einheits-Entwicklungs-Labor macht die Runde; über die ersten persönlichen Erfahrungen tauscht man sich in sozialen Medien aus, und so kommt es zu vorsichtigen Annäherungsversuchen zwischen dem einen und anderen Pastor bzw. Pastorin. Kurz gesagt: Schon bald beschließen die Leiter, sich regelmäßiger zu treffen und das „Labor“ zu vertiefen.

Dann lässt eine der Gruppen sich ein auf eine Identitäts-Frage: „Wer bin ich wirklich – nicht aus Tradition, sondern nach meiner Gabe?“ Die Antworten werden überraschend persönlich: Pastor Kevin Straub, bekannt durch seine Nebelmaschine und die Gottesdienste im Konzertformat, erkennt sich als Evangelisten – als jemanden, der eigentlich in den „Außendienst“ gehört. Pfarrerin Miriam Scholl wird klar, dass sie liebend gern lehrt; der orthodoxe Pater Serafim sieht sich eindeutig als Prophet und Lieselotte Engel sagt schlicht: „Ich bin eindeutig Hirte. Immer gewesen. Von den Schafen, die ich kenne, ging bisher keines verloren.“

Sie sehen die Unterschiede und es dümmerte ihnen: „Jede Gemeinde, die über nur einen Dienst verfügt, hat eine Art Software-System-Problem. Was man ‚Normalität‘ nennt, ist in Wirklichkeit ein althergebrachter Mangel.“

Der Schlüsselbegriff: „Ekklesia“

Die tiefste Frage, die beim Lesen des Büchleins aufkommt, dreht sich um einen bestimmten Begriff. Pastor Markus Vogt hat recherchiert: „In Matthäus 16,18 steht im griechischen Original nicht ‚Gemeinde‘, dort steht ‚Ekklesia‘.“ Man kennt es einigermaßen, das Wort, als „die Herausgerufenen“. Man denkt dabei „heraus aus der Welt, hinein in die fromme Blase“ ... Im Verständnis des ersten Jahrhunderts war dieses Wort aber alles andere als religiös konnotiert: Die Ekklesia war die gesetzgebende Körperschaft der stimmberechtigten freien Bürger einer Stadt – eine Art Direktparlament. Wenn der Herold rief, kamen die Bürger auf den Marktplatz, um Regierungsentscheidungen zu treffen und die Ordnung der Stadt zu bestimmen. Wer hingegen eine religiöse Veranstaltung besuchen wollte, ging in die Synagoge hinein (oder in einen Götzentempel); die Ekklesia aber kam aus den Häusern heraus, um die Regierungsgeschäfte zu erledigen. Hätte Jesus Kirchen gemeint, hätte er „Synagogen“ gesagt; doch das tat er bewusst nicht.²

War Jesus nicht Jude? Welche Provokation! Schärfer wird die nur noch dort, wo er dieses Wort zum ersten Mal aussprach: in Caesarea Philippi, direkt vor dem Felsmassiv *petra*. Daneben: ein Tempel für Kaiser Augustus; im Fels: die Pan-Grotte, von den Zeitgenossen „Tor zum Hades“ genannt. Zwischen imperialem Thronsaal und dem Eingang zur Finsternis kündigt Jesus die Regierungskompetenz seines Reiches an – und fügt hinzu: „Die Pforten des Hades werden ihr nicht standhalten.“ Dazu, dieser Ekklesia zu trotzen, ist dieses Tor eindeutig nicht stark genug. Werner Hess, Bezirksapostel der Neuapostolischen Kirche, sagte nach diesem Treffen leise:

„Mein ganzes Leben lang habe ich gedacht, wir könnten überwältigt werden. Aber Jesus sagt das Gegenteil.“

Wie kommt es zur Vollmacht? – Binden und Lösen

Mit der Neuentdeckung des Ekklesia-Begriffs verändert sich bei allen auch die Art des Gebets. In Matthäus 16 spricht Jesus von der Vollmacht, auf Erden zu binden und zu lösen – Begriffe aus dem antiken Rechtswesen und wieder nichts Religiöses: „Binden“ heißt, ein Dekret zu erlassen, und „lösen“, eine Verpflichtung zu annullieren. Die griechische Grammatik ist präzise: Was ihr binden werdet, ist im Himmel bereits erledigt; ihr setzt es auf der Erde nur noch durch.

Wer als Bittsteller betet, fragt Gott, ob er vielleicht etwas tun möchte; wer als Ekklesia betet, fragt zunächst: Was hat Gott für diese Situation bereits vorgesehen?, und spricht es aus. In diesem Sinne beten die zwölf Leiter um die „Wiederbelebung“ des leer stehenden Industriegeländes am Stadtrand – konkret, mit Namen und Fakten. Vier Monate später unterschreibt ein Unternehmer aus der Großstadt und es entstehen zweihundert neue Arbeitsplätze. Zufall? Dass sich etwas bewegt, ist offensichtlich: Motivation genug, um die eingeschlagene Richtung beizubehalten.

Die Wirkung: Keine Zuschauer mehr

Auch in den Gemeinden verändert sich vieles, es ist geradezu ein Systemwechsel weg vom Modell des Allrounder-Pastors, des Allzweckdienstleisters, dem die Mitglieder zuschauen: Jeder hat eine Gabe, auch die Kleinsten. Jeder hat einen Dienst. Niemand ist Zuschauer. Die fünf in der DNA sollen nicht das meiste selbst machen; sie sollen alle anderen anleiten, ihre Begabung zu entfalten.

Eine junge Mutter, bisher stilles Gemeindemitglied, gründet eine Gruppe für Familien – binnen dreier Monate wächst die von acht Leuten auf dreiundzwanzig. Ein türkischstämmiger Maschinenschlosser führt nach Feierabend in seiner Werkhalle Glaubensgespräche – ein Pastor könnte es nie so hinbekommen und in „Werkstätten“ kennt er sich überhaupt nicht aus.



Mit dem Buch über Einheit hat alles angefangen. Sie könnten auch so ein anonymer Versender werden in Ihrer Stadt

Bestellen bei: www.edition-pji.com

Die Mauern zwischen den Gemeinden bröckeln und es stört keinen, denn die Frage lautet nicht mehr: „Welcher Kirche gehöre ich an?“, sondern: „Was ist meine Gabe und wo wird sie gerade gebraucht?“

Die lutherische Pfarrerin lehrt in der Adventgemeinde, wie man lehrt. Der neocharismatische Pastor entfaltet in der Brüdergemeinde anhand der Geschichte von der Frau am Jakobsbrunnen, wie man evangelisiert – auch ohne Lichtshow, aber von Herzen. Hinterher sagt der 70-jährige Älteste: „Seit vierzig Jahren komme ich jede Woche zweimal hierher, aber so habe ich diese Geschichte noch nie gehört. Und so wie heute habe ich es auch noch nie verstanden.“ Auf diesem Weg bekommt jede Gemeinde, was sie allein nicht hat: die DNA des Leibes Christi – alle fünf Basen sind vorhanden.

Was uns diese Fiktion erzählt

Einheit entsteht nicht durch Absichtserklärungen oder gut gemeinte Ökumene-Formate. Sie entsteht in kleinen, verbindlichen Beziehungen – beginnend mit zwei oder drei Menschen, die sich entscheiden, einander wirklich kennenzulernen. Das klingt nach herzlich wenig. Es ist jedoch genug: Nicht auf etwas warten, einfach anfangen! Die Frage „Wer bin ich wirklich?“ ist ein Schlüssel: Eine Gemeinde, die weiß, welche Gaben sie hat, hört auf, andere geringzuschätzen, weil ihr die eine oder andere Gabe fremd ist und fehlt; sie fängt an, anderen zu dienen mit dem, was sie selbst hat. Plötzlich beginnt sich etwas zu vermehren.

Hinein oder hinaus?

Der Unterschied zwischen Synagogen- und Ekklesia-Stil besteht in zwei grundlegend verschiedenen Haltungen: Die einen gehen hinein in der Hoffnung, etwas zu empfangen, und warten – die anderen gehen hinaus und wenden das an, womit sie bevollmächtigt wurden. Die erste neigt zur Passivität, die zweite erzeugt Bewegung und Multiplikation.

Veränderung beginnt klein – vielleicht mit zwölf Päckchen, die jemand anonym verschickt. Mit dem Telefongespräch, das der aramäische Priester wagt, um die Isolation aufzubrechen. Mit dem Pflaumenkuchen, den ein siebzigjähriger Ältester zu einem Treffen mitbringt, zu dem ihn keiner eingeladen hat.

Die Frage ist nicht, ob so etwas überhaupt möglich ist; die Frage ist, ob Sie bereit sind, mit zweien oder dreien zu beginnen, auch wenn sie von einer anderen Kirche kommen.

„Nur das, was wir im Kleinen konsequent umsetzen, wird auch im Größeren funktionieren. Wer sich um die Einheit der Christen in Europa bemüht, während einzelne Glieder in seiner Gemeinde schlecht übereinander reden, der lebt in einer schrecklichen Illusion.“ — Wie geht Einheit? 

Dieser Artikel beruht auf dem Roman „Der Traum: Eine Stadt, die tut, was Er sagt“ (2027), auf dem Sachbuch „Wie geht Einheit?“ (Agentur PJI UG, Adelberg, 3. Auflage 2025) und dem Artikel „Lokaltermin: Am Tor zur Unterwelt“ (Seite 41).

Was wir daraus lernen können

Wenn die Geschichte von Ehrenhausen irgendwie „nachgespielt“ werden kann, dann nicht als Programm, sondern als innere Einstellung

Foto: © Agentur Bil UG, K-geneiert



Man stelle sich vor: Die Leiter dieser Stadt haben diese Schritte wirklich durchgehalten. Das Einheits-Entwicklungs-Labor hat gewirkt – in ihren Ehen und Freundschaften, in den eigenen Gemeinden und schließlich unter den Leitern der Kirchen in der Stadt. Keiner sieht sich mehr zuerst als Pfarrer von St. Katharina oder Pastor der Lebendigen Flamme; sie sind Thomas, Miriam, Daniel, Siegfried und Maria, Serafim, Hermann und Lieselotte. Sie haben aufgehört, durch ihre Traditions-Brille zu schauen, sie sehen im anderen Christus, in seiner unbeschreiblichen Schönheit. Das klingt vielleicht abgehoben; aber vor allem ist es befreiend, nicht mehr in der Erwartungsrolle zu stecken, die ein Amt einem aufzwingen kann, sondern die eigene, von Gott gegebene Gabe zu leben.

Was sich alles verändert

So, wie sich ihre Sicht aufeinander verändert hat, so verändert sich nun auch alles andere, was „Kirche“ betrifft. Ihre Dienstgabe sehen sie als eine Aufgabe, die Einsatz findet, wo immer sie gebraucht wird. Keiner lässt sich mehr von seinen „vier Wänden“ eingrenzen.

Und gesamtheitlich sehen sich diese Leiter nun als das, was sie nach Epheser 4 tatsächlich sind: die bevollmächtigte Ekklesia ihrer Stadt – nicht zuständig für Verwaltung, sondern beauftragt, alle Heiligen in der Stadt zur Ausübung ihrer himmlischen Gaben zuzurüsten, mit denen jeder gesegnet ist, auch der Kleinste. So ist es nicht schwer, zur Einheit des Glaubens zu gelangen und zu erkennen, wer der Sohn Gottes in seiner Fülle wirklich ist: Es geht für jeden auf die volle Reife in Christus zu.

Auch der Letzte kommt zur Reife

Es gibt keine Unmündigen, niemand wird umhergeworfen durch fromme Modeströmungen oder fällt auf die Betrügereien religiösen Irrtums herein.

Wie am Anfang wird man staunen: „Seht, wie die einander lieben!“, und es ist keine Frage mehr: Das Haupt ist Christus.

Und was ist aus den so oft frustrierten und nahezu ausgebrannten Pastoren geworden? Sie sind jetzt Teil der unter-

schiedlichen Dienst-Gelenke, die alles zusammenfügen, entsprechend der Wirksamkeit jedem Einzelnen. Damit sind dem Wachstum des Leibes Christi in Ehrenhausen keine Grenzen gesetzt. – So ähnlich liest sich ihre Jobbeschreibung, wie wir sie von Epheser 4,12–16 kennen.

Wie das konkret aussehen könnte

- ♦ Keine Gemeinde muss mehr „Supermarkt“ spielen. Jede der zwölf Kirchgemeinden entdeckt ihre eigene Stärke: Eine ist besonders fähig zum Evangelisieren – alle anderen unterstützen sie dabei. Eine begleitet ein humanitäres Projekt im Nahen Osten, das wird zur Sache der ganzen Stadt. Eine andere bespielt die sozialen Netzwerke mit Inhalten, in denen das Glaubensleben der ganzen Stadt sichtbar wird.
- ♦ Es entstehen 134 Hausgemeinschaften, nicht konfessionell sortiert, sondern einfach in der Nachbarschaft. Ihr Vorbild: Lukas 10, die Häuser des Friedens. Das Prinzip ist simpel: zusammen essen, füreinander beten, „heilt die Kranken“ – und erklären, dass das mit dem Reich Gottes zusammenhängt. Es geschieht einfach. Und tatsächlich werden etliche gesund, nicht nur körperlich.
- ♦ Die Apostel rüsten Apostel aus, die Propheten rüsten Propheten aus, entsprechend auch die Evangelisten, Hirten und Lehrer. Wie viele es in Ehrenhausen inzwischen gibt? Niemand zählt. Es ist kein Titel. Es ist eine Jobbezeichnung – wie „Klempner“ oder „Lehrerin“.
- ♦ Die früher als „Pastoren“ bezeichnet wurden, sind keine Allesmacher mehr. Sie sind Teil der „zusammenfügenden Gelenke“, jeder nach dem Maß seiner Gabe. Das Wachstum des Leibes kennt so keine Obergrenze.

„Seht, wie die einander lieben!“ – Was das Umfeld der ersten Gemeinde zum Staunen brachte, ist in Ehrenhausen wieder Tagesgeschehen.

**Die Ekklesia hat ihr Mandat übernommen.
Man sieht und spürt es in der ganzen Gegend.**



Der Traum von der Verwurzelung

Wer sehnt sich nicht nach seinen Wurzeln? In dieser Ausgabe geht es um die christlichen Wurzeln. Doch wie weit haben wir uns von diesen entfernt! Was, wenn wir es nur als eine Geschichte kennen, vom Hörensagen? Eine Generation erzählt sie der nächsten, immer ein wenig anders. Wie bei der „Stillen Post“: Am Ende weiß keiner mehr, wie der Anfang war.

Auslöser für dieses Thema war der Willow-Kongress'26. Dort wurden unerwartet viele tiefgreifende Wurzelbezüge hergestellt. Aber ist es gehört worden? Damit das leichter möglich wird, liefert diese Ausgabe eine hochkonzentrierte Zusammenfassung des Gesagten – und ohne dass es geplant war, ergaben sich daraus 95 Schlüsselaussagen.

Würde schon ein Bruchteil davon umgesetzt, könnten wir Ähnliches erleben wie nach den letzten Thesen vor 500 Jahren.



Sie sind die Zukunft für ihr Land!

Sie können es auch sehen?

Das Ziegen-Projekt in den Bergdörfern
Seite 11

Aus diesen Kids könnte wirklich etwas werden! Doch in **Albanien** leben ca. 32 000 Familien auf der Straße. Die Kinder trifft das am härtesten: Schlechte Ernährung und kaum Schulbildung – das ist „guter Boden“ für den Kinderhandel nach Europa.

Kinder, die von Händlern ergriffen werden, sind entsetzlichem Leid ausgesetzt: Zwangsarbeit, Prostitution und am Ende werden sie zu Organ „spendern“.

Von links:
1 Alban, der clevere KI-Entwickler
2 Lira, die eifrige Kinderärztin
3 Dafina, die ideale Englischlehrerin
4 Iliri, Pastor für die expandierende Kirche
5 Agon, der kreative Agrarökonom

Unterstützen Sie die Projekte in Albanien (Seite 47).

„Was ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan!“

Spendenkonto: Mission is Possible e.V.
KSK Göppingen, BIC: GOPSDE6GXXX,
IBAN: DE 23 6105 0000 0049 0096 08
PayPal: info@mission-is-possible.de



mission is possible
www.mission-is-possible.de